



Illustriertes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen Nummern vierteljährlich 2 M. oder in vierzehntäglichen Doppelnummern zu je 30 Pf.; mit Frauenblatt in wöchentlichen Hefen zu je 25 Pf. oder in vierzehntäglichen Doppelheften zu je 50 Pf.

Der stille Weg.

(4. Fortsetzung.)

Roman von Richard Skowronnek.

Senner ritt heimwärts von Duesenddorf durch die mondlose Sommernacht, aber um den Weg brauchte er sich nicht zu kümmern. Seine brave Bessie war ihn in diesen Wochen so oft gegangen, daß sie ihn im Dunkeln fand; nur zuweilen scheute sie tänzelnd vor einem eingebildeten Schrecknis, aber es war eigentlich nur ein kokettes Spiel, um von ihrem Reiter nicht vergessen zu werden und wieder einmal seine lieblosende Hand an dem schlanken, nervösen Hals zu spüren. „Geh ar, Bessie, brav sein und vernünftig sein.“

Und „Brav sein, vernünftig sein“, wiederholte er für sich selbst, und „Nicht wehklagen oder weinen!“ Sag ja auch nicht der allgeringste Grund vor: er war einem bunten Vogel nachgelaufen, als er ihn aber bei den Federn griff, hatte er sehen müssen, daß er ohne Seele war. Na und da sperrte man lachend die Hand auseinander, ließ den bunten Vogel wieder fliegen.

Und wie scharmant und ohne alle unnützen Emotionen sich die Entscheidung vollzogen hatte! Auf einem Umweg hatte man sich gegenseitig die Meinung gesagt, ging mit einem Rächeln auseinander, und wenn man sich wieder einmal begegnete, grüßte man sich ganz kameradschaftlich, flüchtete auch wohl wieder für ein paar flüchtige Minuten, seufzte ein bißchen und tat dem andern den Gefallen, den alten trivialen Vers zu zitieren „Es wär' so schön gewesen, es hat nicht sollen sein“. „Also ich habe nun Ihren Wunsch erfüllt, lieber Herr von

Sacrow,“ hatte sie heut abend gesagt, als sie vor der Duesenddorfer Parkveranda um den kleinen Weiher schritten, „ich hatte so wie so im Städtchen zu tun, und da entschloß ich mich, Ihrer so verehrten Freundin, Frau Oberleutnant Hartung, einen Besuch zu machen!“

„Nun, und?“ Das Herz schlug ihm bis in den Hals, denn jetzt kam die Entscheidung; Alir Prahlstorff aber zuckte mit den Achseln. „Ach Gott, lassen wir's lieber! Wenn ich Ihnen wahrheitsgetreu meine Eindrücke schildere, verlege ich vielleicht Gefühle, die Ihnen zu hoch stehen, als daß...“

„Frau Hartung ist allerdings meine Freundin, und ich hätte es aus verschiedenen Gründen sehr gern gesehen, gnädigste Komtesse, wenn Sie beide sich ein wenig näher aneinandergeschlossen hätten...“

„So, na denn also“ — in ihre dunkeln Augen trat ein seltsames Schimmern, und um ihren vollen Mund legte sich's wie hohnischer Trost — „also, ich weiß nicht, ob ich mich dazu entschließen könnte. Schon bei diesem ersten Besuch war so vie-

les, was einen geradezu froisierte, so viel Enges, Hausbackenes und, fast hätte ich gesagt, Nuffiges. Erst mußte ich mehr als eine Viertelstunde warten, bis sie sich in Empfangstollette geworfen hatte — ihr gewöhnliches Habit scheint so eine graue Barchentangelegenheit zu sein, wenigstens sah ich so etwas beim Aufgehen der Tür über den Hintergrund des Korridors huschen.“



In Angnade.
Gemälde von J. Ehrentraut.

„Frau Hartung wird ihren Kleinsten gebadet haben, und da ist es wohl begreiflich . . .“

„Merkwürdig, wie gut Sie Bescheid wissen, Herr von Sacrow,“ unterbrach sie ihn mit einem bösen Lächeln, das sie in dem Augenblick geradezu häßlich machte, „genau damit entschuldigte sich nämlich Frau Hartung, als sie endlich erschien, und ich muß Ihnen mein Kompliment machen, sie sah recht niedlich aus, genau so, wie die fleißigen Hausfrauen in den Märchenbüchern abgemalt werden, sauber und mit roten, von Arbeitseifer strahlenden Wädchen. Und wir unterhielten uns auch ganz famos, wenigstens ich für mein Teil, denn Frau Hartung erzählte mir ein langes und breites von den vielfältigen Pflichten einer Leutnantsgattin, die sich mit beschränkten Mitteln einrichten mußte — sie war einmal früher recht wohlhabend, sagte sie — daß man aber bei dem rechten Willen zum Glück auch dabei sehr glücklich sein könnte. Und das alles in einem merkwürdig dozierenden Ton, der mich zuerst befremdete, dann aber meine stille Heiterkeit erregte; denn, während sie von den Hausfrauenpflichten predigte, waren sich die kleinen Hartungs draußen auf dem Korridor in die Haare geraten, prügelten sich mit Geschrei, und in der Küche brannte das Essen an, man roch es in der ganzen Wohnung. Da erhob ich mich natürlich, sagte: „Gnädige Frau, Ihre freundlichen Auseinandersetzungen haben mich sehr interessiert . . . und empfahl mich, denn ich fühlte, daß ich beim besten Willen das Lachen nicht mehr verbeihen konnte bei diesem komischen Widerspruch zwischen Theorie und Praxis!“

Da wollte er ihr nicht ohne eine gewisse zornige Erregung erklären, daß es nur an dem Zusammentreffen von allerhand widrigen Zufälligkeiten gelegen haben könnte, wenn in dem Haushalt seiner Freundin nicht alles in schönster Ordnung gewesen wäre, aber noch rechtzeitig schoß es ihm durch den Kopf: diese merkwürdige Erzählung ist ja die Antwort! Die Antwort auf all' dein verschwiegene Werben, auf all' deine stummen Fragen: Hast du dir's überlegt, was du auf dich nimmst, wenn du mir folgst, und denkst du es tragen zu können? Müffig kam ihr dieser Haushalt vor, der ihm stets als das Ideal einer rechtschaffenen und glücklichen Ehe erschienen war. Also was brauchte es da noch langatmiger Auseinandersetzungen oder gar erregter Vorwürfe? Man lachte wie sie: „In der Tat furchtbar komisch, gnädigste Komtesse, und ich begreife vollkommen, daß ein angebrannter Kochtopf Sie amüsieren muß. Und wenn man weiter denkt, wie nun der arme Hartung hungrig nach Hause kommt, das Wasser läuft ihm schon im Munde zusammen, denn natürlich gab es sein Lieblingsgericht — die rotbäckigen kleinen Hausfrauen aus den Märchenbüchern kochen dem Gatten immer das Lieblingsgericht — aber, o weh, das Essen ist angebrannt! Zu komisch, wahrhaftig, und wenn meine Passion für das sogenannte Familienleben nicht so wie so schon auf sehr schwachen Beinen gestanden hätte, Ihre Erzählung, gnädigste Komtesse, hätte ihr den letzten Rest geben müssen!“ . . . Und er lachte laut und herzlich, um aber auch seiner Antwort eine verletzende Spitze zu geben, begann er Alix in der fadeiten Weise die Cour zu schneiden, sad und mit einem leisen Unterton von Ironie, den er sich früher niemals erlaubt und herausgenommen hätte. Und erst, als er an ihrem verstimmtten Gesichtsausdruck merkte, daß sie ihn verstanden hatte, hörte er auf. Deutete ebenso auf einem Umweg an, daß der heutige Abend aller Voraussicht nach für eine ganze Weile den letzten darstellte, indem er von dem erschrecklich vielen Dienst erzählte, der es ihm in der nächsten Zeit wohl kaum erlauben dürfte, seiner Besse mehr als ein paar Kilometer Bewegung zu gönnen; alles aber in der denkbar lustigsten Form, so daß es ihm gelungen war, seine Zuhörer zu herzlichem Lachen zu bringen, alle bis auf die eine, die es wohl verstanden hatte, wie er's wirklich meinte. Der gute dicke Duesendorpf hatte noch gelacht, als er schon im Sattel saß, und dieses dröhnende Lachen war ihm just als die rechte Musik zu dem lustigen Abschied erschienen . . .

Wie das Malheur mit dem Besuch zustande gekommen war, konnte er sich ungefähr denken: die Babet, das Dienstmädchen, krank, der Jäger zum Dienst eingetreten — alles, was Beine hatte, mußte vor der drohenden Inspizierung ja Parade-marsch üben — und Frau Annemarie allein im Haus mit der kleinen Kassebande. Da klingelt es, und Wolff, der hoffnungsvolle Alteste, der gerade schon an die Türflinke langen kann, macht auf, sagt auf die Frage, ob die Mama zu Hause sei, „Ja“ und führt als angehender Kavaliere die fremde Dame in den Salon, genau so wie er es sonst immer bei solchen Gelegenheiten von dem Jäger gesehen hatte. Kennt dann aber natürlich auf den Korridor hinaus und schreit: „Mammi, komm mal nach vorn, es ist eine fremde Tante da“ . . . na, und da konnte Frau Annemarie sich natürlich nicht mehr verleugnen lassen! . . . Es tat ihm ordentlich weh, daß er sie, ohne es zu wollen, in die Verlegenheit gebracht hatte, sich gerade vor Alix Brühlstorff eine so demütigende Blöße zu geben; sie, die so stolz darauf war, daß der „Apparat“, wie sie zu sagen pflegte, „geräuschlos funktioniert“, daß niemand, der sie in ihrem sonst so behaglichen Heim aufsuchte oder in eleganter Toilette über den Marktplatz gehen sah, eine Ahnung davon hatte, welch' ein Aufwand von wirtschaftlichem Scharfsinn, welche Summe von Energie und nimmer erlahmender Tapferkeit dazu gehörte, den kleinen Kahn, der das Schicksal ihrer Lieben trug, so sicher und ruhig durch das mit gefährlichen Klippen und Untiefen überjäte Fahrwasser des kleinen Militärnestes zu steuern . . .

Also aus und erledigt! Wer so viel bescheidene und stille Herzensgröße „muffig“ fand, dem brauchte man wahrhaftig kein Tränlein nachzuweinen! Und traurig nur, daß er nicht schon früher zu diesem Schluß gekommen war; wenn seine klaren Augen nicht so von heißer Begierde und Leidenschaft geblendet gewesen wären, hätte er schon längst sehen müssen, was er heute gesehen hatte; all die aufreibenden Kämpfe und schlaflosen, nervenzerrüttenden Nächte in diesen Wochen wären ihm erspart geblieben! Und es ging, weiß Gott, über Nerven und Sehnen, nächstens sich mit zehrenden Zweifeln zu plagen, tagsüber aber den geradezu heillosen Dienst zu tun, um abends, wenn die andern das Deckbett über die Thren zogen, den Cavaliere servante und amante zu spielen. Wenn man die alte Spirituslampe nicht zwischenein ab und zu mit einem herzhaften Guß Kognak aufgemuntert hätte, wär' man bei diesem Hundeleben mal ganz unversehens zusammengeklappt!

Einmal vor jenen Wochen, gleich in der ersten Zeit ihrer Bekanntschaft, hatte er sie so beiläufig und — weiß Gott — ohne jede Nebenabsicht gefragt, was wohl eigentlich so ein Wunderwerk aus Blumen, Federn und Spitzen kostete, wie sie es an dem zusammengeloteten Seidenband so nonchalant am Arm trug. Und da hatte sie ganz achtlos erwidert: „Der Hut da? Keine Ahnung. Aber wenn die Person-Prager mir die Rechnung schickt, können wir ja mal nachsehen. Billig auf keinen Fall — aber weshalb fragen Sie eigentlich, Herr von Sacrow? Gefällt er Ihnen vielleicht nicht?“ Drückte das lustige Gebäude auf das schwere, rotblonde Haar und sah ihn mit softtem Lächeln an. Er aber hatte die Hand aufs Herz gelegt, durch das bei dieser leichtfertigen Antwort ein schmerzhafter Stich gegangen war: „Im Gegenteil, gnädigste Komtesse, geradezu ausgezeichnet. Und kleidet Sie zum Entzücken — also — zu mehr fehlen mir die Worte.“ In jenem Augenblick hatte es den ersten Anschlag zu dem Rechenereimpel gegeben, das nicht aufgehen wollte, so sehr man es auch von allen Seiten drehen und wenden mochte, und er entsann sich deutlich, wie er schon damals beim Heimreiten allerhand abmahrende Selbstgespräche geführt hatte: „Nach Abmarsch, Henner, solche Lilien auf dem Feld sind nur für die Herren von der Gardekavallerie vom Millionär aufwärts gewachsen, also wie kannst du kleiner Chasseur dich so sträflisch erdreisten? Für so einen Hut dienst du deinem Herrn König vielleicht einen geschlagenen Monat.“ Und wenn er an jenem Abend

nur auch wirklich Abmarsch gemacht hätte, denn die Antwort damals war doch genau so deutlich gewesen wie heute?! Statt dessen hatte er sich allerhand vorgeredet von einer stolzen Seele, die in diesem stolzen Körper wohnte, und die nur erst aufgeweckt werden mußte, um unter all diesem Tand und Glittertanz wie ein köstlicher Edelstein zu erstrahlen, und am nächsten Abend schon, kaum daß der viel zu lange dauernde Dienst ein Ende hatte, war er ventre-à-terre den Weg nach Duesendorf zurückgejagt, als wenn jede Minute Verspätung ein unwiederbringlicher Verlust gewesen wäre. Auf dem Heimweg aber wiederum die gewaltsame Ernüchterung, weil sie durch irgend ein unbedachtes Wort gezeigt hatte, wie wenig sie sich der entsagungsvollen Pflichten bewußt war, die sie doch nun mal auf sich nehmen mußte, wenn sie einander für immer gehören sollten. Und, Schwerenot noch mal! rechnen mußten sie doch, konnten doch nicht leichtsinnig wie ein paar Stieglitz im Schlehensbusch an das Nestbauen gehen! Na also: Aus und Schluß! und er schwor sich laut mit einem heftigen Fluch, niemals mehr in diesem Leben den Weg nach Duesendorf zu reiten, so daß die erschrockene Bestie sich jäh auf der Hinterhand hob, um dann, Kopf zwischen den Beinen, in rasender Pace vorwärts zu jagen. Und er ließ sie gewähren, denn dieses Dahinrasen tat ihm wohl, schürte seine zornige Stimmung. So ein Schlappjocher war er denn doch noch nicht, um für ein Weib, und mochte es noch so schön sein, alles aufs Spiel zu setzen, was bislang das Ziel und den Inhalt seines Lebens ausgemacht hatte! Kein Schlachtfeld in der brandenburg-preussischen Geschichte, auf dem nicht ein Sacrow sein Blut vergossen hätte. Ein Duzend Generale und zwei Feldmarschälle zählte er unter seinen Vorfahren, und da sollte er vorzeitig ins dunkle Zivil abfahren, weil die „gnädigste Komtesse“, an die er sein Herz gehängt, ohne Bisterte Toiletten und Hüte von der Gerson-Prager, oder wie das Frauenzimmer sonst heißen mochte, nicht existieren konnte? Vielleicht als so ein widerwärtiger Versicherungsschnorrer herumlaufen, der bei den früheren Standesgenossen oder Bürgelichen, die sich von der adligen Visitenkarte blenden ließen, die Klingelzüge und Treppen abnutzte, um an widerwillig genommenen Polizen kümmerliche Prozente zu verdienen? So töricht war seine Liebe denn doch nicht, und warum sollte sein Ehrgeiz nicht ganz hoch hinaufslangen, bis zur obersten Sprosse der Staffeln? Waren die Sacrowe, die vor ihm gelebt hatten, vielleicht andere Kerle gewesen? —

„... Verschwenderfamilie, halbe Hochstapler, und den Alten mußte man noch im Grabe prügeln, daß er so einen stolzen Besitz wie Prahlstorff, Langenheide und Bicklau vertan und vergeudet hat. Also will ich hoffen, daß das nur eine sogenannte Poussiererei ist — Flirt nennt ihr das ja wohl in eurer neumodischen Umgangssprache — denn das brave, alt-preussische Blut der Sacrowe so zu verschimpfieren, das wirst Du hübsch bleiben lassen. Ich aber laß mir, bei meinem Wort, ehe die rechte Hand abschlagen, ehe ich Dir zu einem so unsinnigen Beginnen helfe... Kriegsakademie... ordentlich auf die Hosen setzen...“

Henner zerknitterte den Brief in der Hand, den er auf dem Tisch seines Wohnzimmers gefunden hatte, mit einem bitteren Auflachen. „Brauchst es mir gar nicht so deutlich zu machen, lieber Onkel!“ aber das Lachen endete in einem Aufschluchzen. Irgendwo in einem versteckten Winkel hatte immer noch ein letztes Restchen von Hoffnung gekeimt, vielleicht und am Ende gab es doch noch irgendwo eine Hilfe!... So recht eindringlich und herzlich hatte er's dem alten Onkel Jobst auf Klingewen auseinandergesetzt, daß es hier um sein Schicksal ginge und daß die stolze und verwöhnte Aliz nun mal mit anderm Maßstab zu messen wäre als sonst die jungen Mädchen, und ob er da nicht in Anbetracht der besonderen Umstände außer der Bezahlung der Schulden, die er ihm ja so wie so

in sichere Aussicht gestellt hätte, vielleicht durch Gewährung eines Zuschusses bis zur Hauptmannszeit... Das da war die Antwort gewesen! Na also aus, ganz aus, und keine Hoffnung mehr!

Wie lange er im Dahinbrüten geseßen haben mochte, wußte er nicht, nur es fing ihn mit einem Male zu frieren an. Die Lampe blakte, und aus den dämmerigen Winkeln des Zimmers kam allerhand Dunkles auf ihn zugekrochen, raunte an seinem Ohr: Du Narr, der du dir einbildest, Leidenschaft wäre mit Worten zu heilen! Red' doch dem Feuer gut zu, daß es aufhören soll zu brennen, und wart ab, ob es gehorchen wird. Aber beides erlischt, Feuer und Leidenschaft, wenn einer sein rotes Herzblut darüber gießt... Er sprang auf und riß das Fenster auf, aber der Luftzug löschte das letzte glimmende Flämmchen; überdrückender Dualm füllte die Stube, benahm ihm den Atem, und ein Grauen sprang ihn an vor dem Alleinsein im Dunkeln. Er griff nach Säbel und Mütze... irgendwo in dem kleinen Nest mußte es doch noch Menschen geben, die nicht schliefen... irgendwo in einer Seitengasse eine bunte Laterne und dahinter ein heller Raum, in dem noch ein paar trumfeste Altbürger beim Schoppen saßen und politisierten oder mit der drallen Kellnerin ihre derben Scherze trieben... man setzte sich zu ihnen, schwappte gleichgültiges Zeug und füllte sie mit Sekt auf oder pouffierte mit dem in Ehrfurcht und Beglücktheit erstirbenden Mädel, egal, ganz egal, nur nicht allein sein und denken... morgen früh aber sprach man endlich mal mit dem Stabsarzt ein ernsthaftes Wörtlein, damit er einem etwas zum Schlafen verschrieb... zehn, zwölf Stunden hintereinander schlafen, ohne daß einem die Gedanken wie wahnsinnig gewordene Gespenster hinter der Stirn herumtanzten, und dann aufwachen und wieder der alte unbekümmerte Kerl von früher sein! Ein ganz neues Leben anfangen, irgendwie die Maschinerie in Schwung bringen, sei es, daß man Urlaub nahm oder sich zu einem andern Truppenteil versetzen ließ; wenn's nicht anders ging, auch zu der mit Recht so beliebten Infanterie, aber nur nicht wieder nach Duesendorf reiten, sonst fing der alte Jammer wieder von neuem an!...

Als am andern Morgen das „Griffelklopp“ und Parade-marschübchen beim Bataillon wieder losging, die alten Kerls der drei andern Kompagnien wie dumme Nestruten langsamen Schritt und Einzelmarsch „bimsen“ mußten, indessen das Klucken, Schreien und Schimpfen der Oberjäger, Leutnants und Hauptleute wie ein Ungewitter über die im grellen Sonnenbrand flimmernde Heide rollte, führte er seine Kompagnie weit abseits, ganz an den Rand des großen Exerzierplatzes, wo sich vor dem Malbeiner Stadtwald, in dem die Schießstände lagen, eine tiefe Mulde hinzog, die ihn vor unberufenen Späherblicken deckte. Dort aber gedachte er mit den dreibastigen Hufnersöhnen, die das Gros seiner Kompagnie bildeten, ein vernünftiges, aber ernsthaftes Wörtlein zu sprechen.

Der Einfall war ihm gekommen, als sein braver Jäger Dchotny ihm im Morgenbad die üblichen drei Eimer eiskalten Wassers über Kopf und Rücken goß, die nötig waren, um ihn nach der trostlosen Nacht für ein paar Stunden wieder zu einem klar denkenden und vernünftigen Menschen zu machen. Da hatte er mitten im eiskalten, plätschernden Wasser hell aufgelacht, den tüchtigen Dchotny bei der Schulter gepackt und geschüttelt, daß der im ersten Augenblick wohl glauben mochte, sein Herr Oberleutnant hätte den Verstand verloren... „Dchotny, treue Seele, freu dich mit, in zehn Tagen haben wir gewonnen! In zehn Tagen kommt der Inspekteur, und Parade-marsch will er haben wie bei der Garde, also soll er ihn auch haben!“

Und der Gedanke war wirklich gar nicht so übel. Der neue Inspekteur war aus der Garde hervorgegangen, hatte bis zur Brigade immer nur Gardetruppen befehligt, also war' es

geradezu ein Wunder gewesen, wenn er in der neuen Stellung all' seine historisch gewachsenen Anschauungen mit einem Male umgekrempelt hätte. Was eine Jägertruppe im Ernstfall zu leisten hatte, wußte er wohl. Pfadfinder mußten die Kerls sein und Patrouillenführer, was aber seiner Ansicht nach kein Hindernisgrund war, stramm die Beine zu schmeißen beim Exerzieren, mit der Präzision einer Maschine einzuschwenken, wenn das Kommando gefallen war. Mit einem Wort, altpreußischer Drill und altpreußische Strammheit nach dem alten Diktum: „In dem Parademarsch seiner Kerls erkennt man den Kompagniechef!“ Danach aber kam alles übrige von selbst, aber Strammheit war die Grundlage, ein deutlicher Beweis dafür, daß der Führer seine Truppe auch wirklich in der Hand hatte. Und nach glaubwürdigen Berichten aus andern Jägergarnisonen, die er bereits mit seiner Anwesenheit beglückt hatte, konnte der neue hohe Herr beim Ausbleiben dieses Beweises recht unangenehm werden, den betroffenen Bataillonskommandeuren und Kompagniechefs ziemlich deutlich mit Regenschirm und Zylinder winken.

Nach dem Eintreffen des ersten vertraulichen Berichts über diese Lage der Dinge aber hatte ein wildes Exerzieren begonnen, ein Drillen und Schinden von Morgen bis Abend, um der in einem andern Geist von alters her erzogenen Truppe in ein paar kurzen Wochen die gewünschte Strammheit einzubläuen. Nur er, Henner, hatte nicht mitgetan, hatte den Dienst betrieben wie sonst, denn er kannte die Grünröde, die sich scheinbar so geduldig unter „Gewehr über“ wie dumme Rekruten exerzieren ließen, jedes Kommando prompt ausführten, und nur der Kundige merkte, daß sie's zehnmal besser machen konnten, wenn sie nur wollten, diese breitbeinigen und dickköpfigen Ostpreußen, deren Nationalcharakter die sogenannte „Dreibastigkeit“ bildete, ein schwer übersehbares Wort, das man ungefähr mit Selbstbewußtsein, gepaart mit kritischer Ruhe, umschreiben konnte. Was den Grünröden nicht als notwendig einleuchtete, war nicht in sie hineinzubringen, mit Gewalt am allerwenigsten. Im Schießen ein Wettstreit zwischen den einzelnen Kompagnien, der an Eifersucht grenzte, im Felddienst eine Schneid und eine draufgängerische Beweglichkeit, die im Manöver den Reiz aller Infanteriekapitäne erregte — aber exakte Griffe und eleganter Parademarsch? Das wäre ja gegen alle grüne Überlieferung gegangen, direkt gegen die Jägerlehre, und das war vielleicht für die „Schaschken“*) gut, die ja auch keinen „Dachs“ trugen, sondern einen Tornister, ein Gewehr führten statt der „Büchse“, und die vielleicht dazu taugten, als Kanonenfutter zu dienen, aber nimmermehr im Ernstfall höhere Aufgaben zu lösen; mit „Marsch, marsch, hurra!“ wie eine brüllende Ochsenherde einen Berg hinaufzurennen, aber niemals mit angespannten Sinnen im Dunkeln zu pirschen, zu spähen und zu kundschaften, um mit der unter tausend Risten gewonnenen Einsicht wie im Jahr Siebzig ganze Schlachten gewinnen zu helfen. Also mochte in diesen heißen Julitagen, die der Besichtigung vorausgingen, der Kommandeur sich heiser schreien: „Vordermann, Vordermann!“ . . . Das in Kolonne nach der Mitte stehende Bataillon rückte zwar hin und her, aber die ganz strenge Garderichtung war trotz allen Schreiens nicht hineinzubringen. Oder „Beine hoch, Fußspitzen 'runter!“ . . . die dreibastigen Fußnerköhne und gelehrten Jäger — eine bei aller scheinbaren Bereitwilligkeit ganz besonders schwer tratable Gesellschaft — lastigten genau so pomadig daher wie zu der Zeit, als noch der Parademarsch gewissermaßen wie ein notwendiges Übel behandelt wurde. Die Hauptleute wetterten und fluchten, der Kommandeur verschwor sich in jeder Stunde wohl ein duzendmal, wenn er wieder auf die Welt käme, lieber Schweinehirt zu werden als Anführer einer solchen widerborstigen Horde, in den dicken Notizbüchern der Feldwebel standen schon Hunderte von Arresttagen — der Parademarsch wurde drum

nicht ein Haar besser, und wenn der Kommandeur an den Tag der Besichtigung dachte, trat ihm der Angstschweiß aus allen Poren.

Henner hätte ihm gar leicht helfen können, brauchte nur seinem behäbigen „Wodan“, den er beim Exerzieren ritt, die Sporen einzulegen. „Herr Oberleutnant werden gütig verzeihen, aber es gibt auch noch eine andere Möglichkeit, dem drohenden Mißerfolg zu begegnen: wenn Sie vielleicht die Gewogenheit haben wollten, der ‚widerborstigen Bande‘ da unten zu erklären, um was es sich eigentlich handelt?! Die grünen Jungens da unten sind leidlich intelligente Menschen, würden Sie schon nach ein paar Worten begreifen!“ . . . Aber erstens ging das nicht, denn der Untergebene durfte niemals klüger sein als der Vorgesetzte — mindestens drei Tage „Helgoland“ hätten auf einem so unerhörten Unterfangen gestanden — und zweitens, was ging es ihn denn an, wie das Bataillon bei der Besichtigung abschnitt? — Was die Rothhaarige in Duesendorf dachte, war ihm viel, viel wichtiger . . . Bis ihm, sozusagen, der Knopf aufgegangen, bis ihm unter dem eiskalten Wassersturz der Einfall gekommen war: weshalb sollst du diese gute Idee nicht für dich allein ausführen? . . . Weshalb hängen denn deine Kerls an dir, daß du nur den Finger zu heben brauchst, um mit ihnen, wenn's nottut, den Teufel auf dem blanken Eis zu hegen? Weil du ihnen hinter dem gestrengen Vorgesetzten zuweilen mal den teilnehmenden Menschen gezeigt hast! Lauter „billige Sachen“, aber sie kamen ihm von Herzen, und weshalb machten's die andern Herren Kompagniechefs nicht ebenso? Strenge Gerechtigkeit im Dienst, der täglich wiederholte Beweis, daß er sich selbst mindestens ebenso viel zumutete wie seinen Leuten, außer Dienst aber eine gewisse menschliche Teilnahme an dem Ergehen des einzelnen. Kam da zum Beispiel ein armer Haßschiff her, bat um Urlaub zum Begräbnis seiner Mutter weit hinten in der Gegend von Pillau, man sagte: „Ja, natürlich, selbstverständlich!“ der Kerl aber blieb stehen, druckte und druckte, bis man ihm endlich seine Sorgen abhörte. Der Urlaub mußte nicht viel, wenn nicht das Reisegeld vorhanden war, und der Herr Oberleutnant möchten so gütig sein, dem Herrn Feldwebel vielleicht wegen eines kleinen Vorschusses auf die Röhnung . . . na, da griff man natürlich in den Hosensack, langte zwei Taler heraus. „Hier, mein Sohn, fahr mit Gott und leg deiner verehrungswürdigen alten Dame einen Kranz auf den Hügel! Aber den Schnabel halten, bitt' ich mir aus, sonst kommen noch zwanzig solche Schrote her, angeblich um irgend eine Cousine zu begraben, und dazu bin ich zu arm . . .“ Aber der Kerl hatte natürlich nicht den Schnabel gehalten, wenn man nachmittags vor die Kompagnie trat, merkte man es, alle Kerle kuckten einen an, als wenn sie ihren Herrn Vorgesetzten vor lauter Liebe auffressen wollten . . . Oder man hatte mit der braven Bessie in Königsberg wieder einmal ein erfolgreiches Rennen geritten, kam am andern Morgen zum Dienst und sah, daß die Kerls alle schon mit Interesse die Abendzeitung gelesen hatten. Die Oberjäger gratulierten mit einer gewissen respektvollen Vertraulichkeit, die Mannschaft aber blickte stolz drein, als wenn er mit diesem Ritt die Ehre der ganzen Kompagnie gerettet hätte. Und er hob lachend den Zeigefinger. „Feldwebel Lippert, notieren Sie! Die zweite Kompagnie tritt nach Menageempfang reihenweise in der Kantine an, pro Rafe ein Glas Bier, und der Kantenwirt soll sich mit der Rechnung zu mir bemühen!“ Der Jäger Demuth, unsicherer Kantonist und linker Flügelmann, warf darauf den Tschako in die Luft. „Unser Herr Oberleutnant von Sacrow soll leben, hurra hoch!“ die Kompagnie fiel brausend ein, er aber gab mit Lachen die traditionelle Antwort: „Feldwebel Lippert, dem Jäger Demuth werden drei Tage Mittelarrest erlassen wegen unbefugten Schwakens im Glied. Jetzt aber, meine grünen Jungens: Stillgestanden, das Gewehr — über!“ . . . die Hände flogen nur so, daß einem das Herz im Leibe lachen konnte . . .

*) Soldaten der Provinzialinfanterie.



Morgengruß.

Gemälde von T. Tallet.

„Schustert sich nach unten, der gute Sacrow“, hatte der Hauptmann von Kreienberg bei einer solchen Gelegenheit bemerkt und er darauf erwidert: „Besser als nach oben, Herr Hauptmann!“ Na, und heute gedachte er seinen kompagnieführenden Oberkollegen zu zeigen, was dieses „Schustern nach unten“ im Ernstfall bedeuten konnte. Für einen Menschen, der in schweren Nöten nach Klarheit rang, vielleicht ein Ausweg oder gar die Rettung . . .

Die beiden jungen Dächse von Leutnants waren fortgeschickt, ein jeder mit einem besonderen Auftrag, der ihn mindestens eine halbe Stunde fernhielt, die Kompagnie stand nach dem Kommando: „Zum Kreise links und rechts schwenkt marsch! — Halt, rührt euch!“ mit Gewehr bei Fuß, und nun kam die berühmte vertrauliche Ansprache, die unter den Mannschaften des Bataillons Gneisenau von Generation zu Generation überliefert wurde als ein leuchtendes Beispiel, wie ein rechter Truppenführer sich zu seiner Mannschaft zu stellen verstand, indem er sie nämlich als anständige Kerls behandelte und an ihren Ehrgeiz appellierte; die aber dem Oberleutnant von Sacrow unweigerlich den Hals gebrochen hätte, wenn der damalige „Ersatz“ nicht wie ein einziger Ehrenmann über das Gehörte geschwiegen hätte . . .

„Meine Herren Chasseurs,“ so sagte er, „bis zu meinem lieben alten Freund und Feldwebel Pippert aufwärts, was ich euch jetzt sagen werde, bleibt streng unter uns, ich lege wenigstens nicht den geringsten Wert darauf, daß ihr es unter den andern Kompagnien rumerzählt, der Spatz würde uns auch verdorben werden, euch und mir. Also wollt ihr den Schnabel halten, dann sagt: Jawohl, Herr Oberleutnant!“

„Jawohl, Herr Oberleutnant“, dröhnte es wie aus einer Kehle im Kreise, und die Häse reckten sich vor.

„Na also, dann werde ich euch einen Weg zeigen, die andern Kompagnien bei der Befichtigung um etliche Längen zu schlagen. Ihr alle wißt oder ahnt es wenigstens an dem Eifer, der hier entfaltet wird, daß der neue Herr Inspekteur ganz besonderen Wert auf Griffe und Parademarsch legt. Ob er recht oder unrecht hat, darüber wollen wir mit ihm nicht streiten, es hätte auch seinen Zweck, denn er kann uns einsperren lassen, wir ihn aber nicht, also hat er auch recht! Ich kenn' euch aber, ihr seid eine heillose und gottvergessene Nackerbande, und wenn ihr nicht wollt, dann wollt ihr nicht. In diesem letzteren Fall würde ich euch genau so bimsen, wie die andern Kompagnien gebimt werden, und natürlich im entscheidenden Moment genau so reinschliddern wie . . . na, wie eben andere Leute!“

Aus dem Kreise der Kompagnie kam ein halblautes Murmeln, er stich sich mit einem kurzen Aufschauen den blonden Schnurrbart, der wie ein heller Schein in dem sonnengebräunten Gesicht stand. „So, nicht, und ihr hättet auch so —? Schade, daß ihr mir das nicht früher gesagt habt! Aber doppelt hält besser, und da ich weiß, daß ihr, wenn ihr nämlich nur wollt, einen Parademarsch hinlegen könnt wie nur irgend eine Gardekompagnie, also da wollt ich's euch freundlich nahegelegt haben, im entscheidenden Moment eure geehrten Knochen zu gebrauchen. Wollt ihr das?“

„Zu Befehl, Herr Oberleutnant!“

„Na schön, dann werden wir die Kompagnieschule, die mit Recht so beliebte, an jedem Tag nur einmal durchmachen, hauptsächlich, daß ich wieder ein bißchen in die Contenance komme, und basta! Aber noch einmal: Schnabel halten ist die Parole! Verstanden?“

„Zu Befehl, Herr Oberleutnant!“

„Na denn also! . . . Ganzes Bataillon kehrt! Links und rechts schwenkt — marsch! Halt! Front . . . rührt euch! Kobitinski, nehmen Sie gefälligst den Bauch zurück, so, die andern nachgeben . . . folgen, folgen . . . Kinder, das muß noch viel fester gehen, genau wie bei der Garde, wo die Rekruten bekanntlich schon mit einem Lineal im Leib auf die Welt kommen . . . also noch einmal! Der Flügelmann — schlafen Sie nicht, Herr Schneiderrei — halb rechts um, die

Front nach der Datschenschen Scheune und jetzt noch einmal!“ — er erhob seine Stimme, so daß das Kommando wie ein schmetternder Trompetenton klang — „Nicht' euch!“

Wie ein Heer von Ameisen krabbelten die Kerle durcheinander; als er beim Einrücken des linken Flügelmannes den hochgehobenen Degen senkte, waren seit Abgabe des Kommandos kaum ein paar Augenblicke vergangen, die Kompagnie aber stand wie an einer Leine gerichtet. Er ritt an den rechten Flügel, musterte kritischen Auges die Richtung, und als er nichts zu tadeln fand, sagte er: „Scharmant, scharmant, und ich sehe, daß wir uns verstanden haben! . . . Griffe: Das Gewehr — über, gut! Achtung — präsentiert das Gewehr! . . . Ausgezeichnet! Aber kriegt, bitte, nicht den Größenwahn und bildet euch nicht etwa ein, wir wären jetzt schon würdig genug, vielleicht den befreundeten Bürgermeister von Bilsfallen als Ehrenkompagnie auf dem Bahnhof zu empfangen . . . noch lange nicht . . . Das Gewehr über! Gewehr ab! . . . Rührt' euch!“

Zu dem Parademarsch in Zugkolonne ließ er den Feldwebel Pippert neben sich treten, einen alten Knaisterbart und Heideläufer, der schon im zwölften Jahr diente. Als der dritte Zug genau wie die beiden andern mit prachtvollem Beiwurf und in schnurgerader Linie vorbeigekommen war, beugte er sich aus dem Sattel. „Na, Pippert, und was meinen Sie, werden wir übermorgen in acht Tagen das Rennen machen?“

Der alte Feldwebel, der im nahen Besitz des Fortverlorungsscheines den Gamaschendienst sonst schon mit einer gewissen „Wurstigkeit“ behandelte, riß die Hacken zusammen wie ein junger Rekrut. „Ach Gott, Herr Oberleutnant, so lang' es Gneisenaujäger gibt, hat die Welt einen solchen Parademarsch wohl nicht gesehen. Und ich sag' immer, es steckt alles in den Kerls drin, man muß nur verstehen, es rauszuholen! Aber so egalweg mit 'Saubande', Himmelhunde verfluchte' usw., da ist's nicht geschafft. Wir haben doch einen ganz anständigen Ersatz, und wenn die Herren vor der Front manchmal daran denken würden, was sie alles in der Front mit solchen ehrenrührigen Titulaturen für alle Zeiten verderben . . . na ist gut, und der Herr Oberleutnant werden verzeihen, ich will natürlich nichts gesagt haben!“ Hemmer aber nickte gedankenvoll. „Sie haben leider Gottes ganz recht, Pippert; und was Sie da eben ausgesprochen haben, hab' ich schon manch' Mal gedacht. Sie kennen mich, für den Glacéhandschuh im Dienst bin ich auch nicht, einen nichtsnutzigen Driedeberger muß man mal 'Saubund' titulieren dürfen, sonst würd' einem die Galle überlaufen, und Engel sind wir alle nicht. Nur das Auge muß man dafür haben, ob einer will oder nicht, und niemals verallgemeinern, außer Montag früh, wo man der ganzen Gesellschaft erst den Alkohol durch die Haut jagen muß, ehe sie wieder Soldat wird . . . na, aber und Schluß, wir hätten's hier in der Hand, manches besser zu machen, und ich meine zuweilen, wir könnten in gewissem Sinn auch Politik treiben: vielleicht, daß ein paar Hunderttausende weniger zu der roten Fahne schwören würden, wenn sie unter der schwarzweißen ein bißchen besser behandelt worden wären . . . aber natürlich, ich will auch nichts gesagt haben, Feldwebel Pippert!“

„Befehl, Herr Oberleutnant!“

Als die beiden Leutnants nach Erfüllung ihres Auftrags — der eine hatte von dem „einsamen Wacholderbusch“ die Entfernung bis zur Kreischaufee abschreiten müssen, während der andere mit dem Befehl beehrt worden war, nachzusehen, ob die über den sogenannten Dorfgraben führende Brücke in Ordnung wäre — zu der Truppe zurückkehrten, sahen sie, wie ihr Oberkollege und Kompagnieführer sich wieder einmal „nach unten schusterte“, nämlich dem Feldwebel Pippert vom Gaul herab — „im Dienst!“ — die Hand schüttelte. Da grünten sie beide, denn in dem durch Bataillonsbefehl angesetzten Einzelergerieren, das nun folgte, hatten sie reichlich Gelegenheit zu

der Feststellung, daß in die „gottvergeßene Bande“ auch mit guten Worten „kein Zug“ hineinzubringen war. Die Kerls taten, als wenn sie die Beine nicht aus dem Hüftgelenk rauskriegen könnten, und die Griffe gingen so „kommst du nicht heute, kommst du morgen!“ Als aber der Kommandeur das Bataillon zusammengezogen hatte, schnitt die zweite Kompanie am aller schlechtesten ab, und der Name „Herr Oberleutnant von Sacrow“ schwirrte nur so durch die Luft!

„Bitte, Herr Oberleutnant von Sacrow, sehen Sie mal gefälligst den Kerl da, den dritten Mann vom linken Flügel im zweiten Zug, ein Bein Felddiensthübe, das andere aber direkt Spital, also der Himmelhund, der schlappe, soll sich krank melden, wenn er nicht weiter kann, Ihnen aber, Herr Oberleutnant von Sacrow, sage ich: es tut mir leid, daß Ihr Chef krank ist, denn es ist eine wahre Schande, wie Sie ihm seine brave Kompanie in den kurzen acht Wochen verungenierte haben.“ So und ähnlich ging es fast eine Stunde lang. Henner aber legte jedesmal, so oft sein Name erklang, die rechte Hand an den Ischaf und hatte Mühe, ernst zu bleiben, denn jetzt erst wußte er ganz gewiß, daß seine „grünen Jungen“ ihn verstanden hatten und in der Stunde der Entscheidung Stange halten würden. Dann aber kam es genau so, wie er sich's ausgedacht hatte, der neue Inspekteur wandte sich zu seinem Adjutanten: Notieren Sie sich mal, bitte, diesen Oberleutnant von Sacrow, das scheint in diesem Reich von behäbigen Karpfen ja so ziemlich der einzige Hecht zu sein . . . Urlaub . . . Veretzung in eine große Garnison

oder Kommando zum Lehrbataillon gar, nach Potsdam . . . andere Menschen und andere Verhältnisse und möglichst weit fort von der Rotblonden . . . wenn nicht von außen her ein Eingriff kam, ritt er ja doch wieder nach Duesendörf hinüber . . . für heute aber war er, Gott sei Dank, gefeit, denn er trug ein Pülverlein in der Tasche, von dem der Stabsarzt gesagt hatte, man schliefe darauf wie ein Toter mindestens ein Duzend langer Stunden . . .

Auf dem Heimweg zum Städtchen gefellte sich der Oberleutnant Hartung zu ihm, der hinter seiner Kompanie hermarschierte. „Na, Henner, und so vergnügt, trotz des eben erduldeten Anpiffes?“

„Alle Ursache, Franzel,“ und er beugte sich im Sattel hinunter, „ich habe nämlich unter eine gewisse sommerliche Episode den definitiven Schlufstrich gezogen!“

„Henner, Junge, und das sagst du mir erst jetzt? Komm, ich heut mit uns, du glaubst ja gar nicht, wie die Meinige sich freuen wird. Sie hat dir auch allerhand zu erzählen, von einem Besuch, den sie gestern gehabt hat.“

„Na, dann leg mich deiner Holden mit einem respektvollen Handfuß zu Füßen und sag ihr, an dem Besuch hat's vielleicht im letzten Grund gelegen. Mich persönlich möchte sie aber gütigst entschuldigen, ich werde mich präsentieren, wenn ich ein anderer, leidlich wieder ausgeschlafener Mensch geworden bin! . . . Gute Nacht, Franzel, ich reite von hier aus direktemang in mein Bett, das ich allzulang schon nur im Vorbeigehen gesehen habe!“
(Fortsetzung folgt.)

Vor hundert Jahren.

Von Friedr. Regensberg.

(Mit dem Bild auf den Seiten 868 u. 869.)

En seinem am 7. September d. J. bei der Paradedafel in Breslau ausgebrachten Trinkspruch sagte Kaiser Wilhelm II.: „Hundert Jahre sind es her, seit unter den furchtbaren Prüfungen, die der Himmel uns auferlegte, das Vaterland zusammenbrach und die alte friderizianische Armee zugrunde ging.“ Dieser Zusammenbruch vollzog sich, wie bekannt, in der Doppelschlacht bei Jena und Auerstedt am 14. Oktober 1806, der bereits am 10. Oktober ein den preussischen Waffen unheil kündendes Vorspiel vorausging: das Gefecht bei Saalfeld, in dem Prinz Louis Ferdinand von Preußen fiel.

Napoleon ließ sein Heer (190 000 Mann, zum Teil Rheinbündler), das er bei Bamberg zusammengezogen hatte, am 6. Oktober auf drei Straßen den Vormarsch nach Norden antreten, zunächst auf Koburg, Vohenstein und Hof, um es dann, nachdem Stellung und Absichten des Gegners aufgeklärt waren, über Saalfeld und Schleiz auf Gera zu dirigieren. Das preussische Heer, durch die Kontingente Kursachsens, Braunschweigs und der thüringischen Staaten verstärkt, zählte gegen 120 000 Mann unter dem greisen Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig (geboren 9. Oktober 1735), dem man trotz der schlimmen Erfahrungen in der Champagne wiederum den Oberbefehl anvertraut hatte. Es stand am linken Saaleufer nördlich des Thüringer Waldes; die Truppen, größtenteils geworbene Mannschaften, waren tapfer und gut gedrillt, aber dem Gegner nicht nur an Zahl unterlegen, sondern auch im Nachteil durch ihre veraltete Fechtwaise nach den Grundsätzen der Lineartaktik, ihre mangelnde Bewegungsfähigkeit infolge des Festhaltens an der Magazinverpflegung und vor allem durch die klägliche Führung, die in diesem Feldzug den Ausspruch Napoleons: „Les Prussiens sont encore plus stupides que les Autrichiens“ (Die Preußen sind noch dümmer als die Österreicher) vollaus rechtfertigte. Die preussischen Heerführer gedachten dem französischen Heer, dessen Vormarsch durch schwieriges Berggelände führte, die Saalepässe zu

sperrten, und nach langem Hin- und Herreden wurde der Fürst von Hohenlohe an die Saale geschickt, wo nun zunächst vorgeschobene Abteilungen des linken Flügels mit der westlichen französischen Kolonne ins Gefecht kamen. General v. Tauentzien, der mit einem kleinen Korps bei Hof stand, wurde durch Soult zu einem verlustvollen Rückzug genötigt, und am 10. Oktober umzingelte der Marschall Lannes mit doppelt überlegenen Streitkräften die etwa 8000 Mann starke Vorhut Hohenlohes bei Saalfeld im engen Saalethal. Der geniale, feurige und ergötzliche Prinz Louis Ferdinand (geboren am 18. November 1772), das Haupt der Kriegspartei am preussischen Hof, befehligte diese preussisch-sächsischen Truppen und hatte die Weisung empfangen, einem Gefecht auszuweichen. Von Rudolstadt, wo er am 9. Oktober seine Abteilungen zusammengezogen hatte, besetzte er in der Frühe des 10. Oktober die Stellung von Saalfeld und nahm in seinem Feuereifer den Kampf an, als gegen 10 Uhr vormittags der Feind von der Höhe des Thüringer Waldes anrückte. Noch bis gegen Mittag hofften die mit großer Tapferkeit fechtenden Preußen und Sachsen auf den Sieg, als dann aber immer dichtere Massen vorgingen, kamen ihre Reihen ins Wanken und wandten sich zur Flucht. Vergebens suchte der Prinz die Weichenden zum Stehen zu bringen; er wurde in das wilde Getümmel mit fortgerissen und fand im Handgemenge den Heldentod in der Nähe des Dorfes Wölsdorf. Ein Maréchal de logis (Quartiermeister) des zehnten französischen Husarenregiments, namens Guinday, rief ihm in seiner Sprache zu: „Ergeben Sie sich, General, oder ich töte Sie!“ Der Prinz entgegnete gleichfalls auf französisch: „Niemals, Schurke!“ Er erhielt zuerst einen Hieb in den Hinterkopf und dann von Guinday einen tödlichen Stich in die Brust.

So fiel der „preussische Alibiades“, der oft erklärt hatte, daß er den Fall seines Landes nicht überleben werde; sein Tod machte einen tiefen Eindruck auf die ganze Armee.



Prinz Louis Ferd. Tod bei Saalfeld.
Mendel 1807. Rottel.

Schon jetzt waren die Preußen in ihrer linken Flanke umgegangen; am Abend des Elften erfuhr der Kaiser, daß ihre Streitmacht noch westlich der Saale stände, und beschloß nun, mit seiner ganzen Armee gegen diesen Fluß einzuschwenken und dem Feind den Rückzug an die Elbe zu verlegen. Am Zwölften war sein Hauptquartier in Gera, und als er dort von Gefangenen erfuhr, daß die preußischen Generale ihn von der Front, von Erfurt her erwarteten, während er sie an der linken Flanke schon bis Naumburg umflügelt hatte, da rief der große Schlachtenmeister aus: „Certainement ils se tromperont turieusement, ces perruques!“ (Sie werden sich ganz außerordentlich täuschen, diese Perücken!) Er ordnete den weiteren Vormarsch seiner Korps konzentrisch an, und als ihm Lannes am Dreizehnten vormittags die Anwesenheit von etwa 50 000 Preußen bei Jena meldete, stand sein Entschluß zur Schlacht fest, für die er überlegene Kräfte zu vereinigen imstande war. Sein Handeln war — wie immer — klar, zielbewußt, energisch, während der altersschwache preußische Generalissimus mehr geeignet war, „Befehle anzunehmen, als zu erteilen“, wie ihn ein Zeitgenosse kennzeichnete. So wußte nun das preußische Hauptheer bei Weimar nicht, wo ein und aus; um Jena tastete das Nebenheer unter Hohenlohe herum, während das Rüksche Korps bei Bechstadt stand und das des Herzogs von Weimar im Thüringer Gebirge steckte — „alle vereinzelt, ohne gesicherte Verbindung untereinander, brüchige, bröckelnde Teile einer auseinanderfallenden Maschine, deren Zusammenstoß mit der napoleonischen, wo alles klappte und ineinander griff, erbarmungswürdig sein mußte“ (Joh. Scherr).

Nach dem Unglück von Saalfeld war das Hohenloheische Korps (44 000 Preußen und Sachsen) auf den Höhen zwischen Weimar und Jena zusammengezogen worden, damit es der Hauptarmee unter dem Braunschweiger bei dem beabsichtigten Linksabmarsch zur Unstrut die Flanke decke und ihr dann folge. Fürst Hohenlohe ließ sich von seinem Generalquartiermeister, dem Obersten v. Massenbach, einreden, er habe mit Rücksicht auf den Befehl des Generalissimus eine Schlacht unbedingt zu vermeiden. Er befahl im Lauf des Dreizehnten, nicht nur Jena zu räumen, das die Franzosen sofort besetzten, sondern gab auch die unmittelbar nördlich aufsteigenden Höhen preis: den Landgrafenberg und den sogenannten Windknollen, obwohl diese seine viel zu weit nördlich genommene Stellung beherrschten. An keinen Kampf denkend, ritt er dann nach Kapellendorf zurück.

Der Übergang über die Saale war jetzt in der Hand der Franzosen. Am Nachmittag traf der Kaiser in Jena ein. Er ritt bloß einige Schritte in den Schloßhof hinein und sprengte gleich darauf, in seinem einfachen grauen Überrock, das historische kleine Hütchen auf dem Haupt, auf seinem feurigen Roß den Apoldaichen Steiger hinan, gefolgt von seiner Suite. Noch in der Nacht ließ er die Geschütze des Lannesischen Korps und der Garden auf die Berge schaffen, wo er die kalte Oktobernacht in einer Strohhütte auf der Spitze des Landgrafenberges verbrachte, alles anordnend und überwachend, während zwei Stunden entfernt das preußische Hauptquartier friedlich schlummerte. Er glaubte, die ganze preußisch-sächsische Armee auf der Hochfläche zwischen Ilm und Saale vor sich zu haben, und hatte deswegen alle verfügbaren Korps an sich gezogen. Nach seinen Dispositionen sollte Lannes den Kampf im Zentrum eröffnen und Ney ihm schleunigst nachrücken; Augereau war angewiesen, mit dem linken Flügel durch das Mühltal in die Flanke des Gegners zu stoßen, auf dem entgegengesetzten Flügel Soult mit dem rechten durch das Rauhtal. Im ganzen wurden hier 125 000 Mann gegen die 44 000 Preußen aufgeboden, von denen sich 28 000 Mann im Lager bei Kapellendorf befanden, vor ihnen die Avantgarde unter Lauenzien, während auf dem linken Flügel das Korps des Generals Holzkendorf (6000 Mann) stand. Die am Morgen des Dreizehnten von Weimar aufgebrochene Hauptarmee, bei der sich neben dem Herzog von Braunschweig auch König Friedrich Wilhelm III. befand, war,

an der Saale abwärts rückend, am Abend mit ihrer vordersten Division Schmettau bis nördlich Auerstedt gelangt; das Gros lagerte zwischen Auerstedt und Ranstedt. General v. Rükschel stand mit dem vormals rechten Flügelskorps (15 000 Mann) bei Weimar.

In der Frühe des 14. Oktober lagerte dichter Nebel über der ganzen Gegend. Noch im Nachtdunkel ritt Napoleon an die Truppen des Marschalls Lannes heran, die zuerst ins Feuer kommen sollten, und richtete eine jener Ansprachen an sie, durch die der „kleine Korporal“ seine Scharen zu den höchsten Leistungen todesverachtender Tapferkeit zu entflammen verstand. Um 6 Uhr verkündete der eherner Mund der Geschütze den Beginn der Schlacht bei Jena. Lannes griff die von Lauenzien besetzten Dörfer Mosewitz und Lägerode an, die nach zweistündigem heftigen Ringen genommen wurden. Die preußische Vorhut wich trotz der erlittenen Verluste in guter Ordnung auf Bierzeihenheiligen und Krippendorf zurück. Inzwischen hatten das preußische wie das französische Gros ihre Entwicklung begonnen. Hohenlohe hatte die Preußen unter Grawert bei Bierzeihenheiligen aufgestellt, die sächsischen Truppen bei Jßerstedt; an Rükschel sandte er Botenschaft, daß er ihm zu Hilfe kommen solle. Französischerseits führte links von Lannes der Marschall Augereau ein hartnäckiges Gefecht um den Jßerstedter Forst, während rechts der tapferere Ney in den von Lannes um den Besitz von Bierzeihenheiligen geführten Kampf eingriff. Gegen Mittag entriß er das Dorf den Preußen im ersten Anlauf und behauptete es, von allen Seiten unterstützt, gegen ihre Versuche, es zurückzugewinnen. Auf dem linken Flügel wurde das Holzkendorfsche Korps durch Soult nach Norden zurückgedrängt; dann schwenkte der Marschall gegen die Flanke des Hohenloheischen Korps ein und entschied dessen Rückzug, da Rükschel durch höheren Befehl zurückgehalten wurde. Die Preußen wichen zuerst in guter Ordnung; als aber Napoleons Keiterei über sie herfiel, flohen sie in wilder Hast. Um 2 Uhr erschien Rükschel endlich und führte einen Vorstoß gegen das französische Zentrum. Jetzt aber war es zu spät: seine Truppen wurden umfaßt, geworfen und in das allgemeine Durcheinander mit fortgerissen.

Während diese Katastrophe sich vollzog, war nun auch das Hauptheer unter dem Herzog von Braunschweig bei Auerstedt mit dem Korps des Marschalls Davout, der mit dem rechten Flügel der französischen Streitkraft selbständig operierte, in den Kampf getreten und unterlag gleichfalls, obwohl hier die Preußen an Zahl bedeutend überlegen waren. Im preußischen Hauptquartier hatte man keine Ahnung von der bedrohlichen Nähe des Feindes, der am Abend des Dreizehnten mit nicht ganz 30 000 Mann in und bei Naumburg stand. Ungehindert konnte Davout in der Frühe des Vierzehnten seine Kolonnen bei Kösen den steilen Talrand des linken Saaleufers ersteigen lassen. Die Preußen setzten sich um 6 Uhr von Auerstedt in Bewegung, an der Spitze Blücher mit der Keiterei und der Division Schmettau. In dem wogenden Nebel stießen sie bei Hassenhausen auf die Hauptmacht des Feindes, die mehrere Vorstöße abwies. Nach dem Eintreffen der Division Wartenleben wurde gegen 9 Uhr der Angriff auf Hassenhausen unternommen, der jedoch scheiterte. Der Herzog von Braunschweig wurde durch einen Schuß beider Augen beraubt (er starb am 10. November in Ottenen), und nun hörte die einheitliche Führung gänzlich auf. Die Preußen stürmten tapfer, aber vereinzelt vor und wurden von dem inzwischen verstärkten Gegner jedesmal zurückgeworfen. Noch immer wäre der Sieg zu erringen gewesen, hätte der General v. Kalkreuth seine 18 000 Mann Reserven eingesetzt; dies unterblieb jedoch — weil kein Befehl dazu gegeben ward!! Als Munitionsmangel eintrat, begann auch hier der Rückzug, ob schon mittlerweile noch die Division Dranien eingetroffen war und man über zwölf frische Bataillone verfügte. König Friedrich Wilhelm III. ordnete das Zurückgehen auf Weimar an, wo er Hohenlohes und Rükschels Truppen intact anzutreffen hoffte. Als man aber bei Buttstädt auf die traurigen Trümmer der Armee von Weimar stieß, vollzog sich auch die

Auflösung der Hauptarmee, in der alle Ordnung und Disziplin verloren ging.

Schlag auf Schlag folgten die Niederlage der preussischen Reservearmee bei Halle, hohnloses schmachvolle Kapitulation bei Prenzlau, Blüchers Kapitulation nach tapfersten Kämpfen (zuletzt in Lübeck), bei Ratkau und die Übergabe der Festungen der Mark und Pommerns (mit Ausnahme von Kolberg) ohne oder fast ohne Widerstand. Am 27. Oktober zog Napoleon in Berlin ein.

Der Vernichtung des friderizianischen Heeres, dessen pedantische Schwerfälligkeit der durch Napoleons Genie zur höchsten Vollkommenheit gebrachten neuen, beweglichen Art der Kriegsführung erlag, folgte unaufhaltsam der Zusammenbruch der altpreussischen Monarchie. „Wir können uns nicht genug vergegenwärtigen, wie tief ein Staat und ein Volk sinken konnte infolge von Unentschlossenheit und Selbstüberschätzung in den leitenden Kreisen und der Gedankenlosigkeit breiter Schichten.“ schrieb kürzlich Generalleutnant z. D. v. Janson; „wir dürfen aber auch nicht vergessen, daß die dem Fall folgende Erhebung nur möglich wurde, weil in der alten

Armee, vornehmlich im Offizierkorps*), ein vortrefflicher Kern steckte, weil in großer Zahl treffliche Männer vorhanden waren, denen nur Raum zur Tätigkeit gewährt zu werden brauchte, und weil auch in einem großen Teil des Volkes Pflicht- und Vaterlandsgefühl zwar schlummerten, aber doch nicht fehlten.“ So konnte in der Zeit der tiefsten Erniedrigung, als ganz Deutschland zu den Füßen des forschenden Eroberers lag, in Preußen die reformatorische Tätigkeit eines Stein und Hardenberg, eines Scharnhorst und Gneisenau, aber auch eines Arndt und Richte einsetzen, die mit den bahnbrechenden Neuerungen auf den Gebieten des bürgerlichen Lebens und der Verwaltung statt der früheren Söldnertruppe das Volk in Waffen auf den Plan stellte und die nationale Erhebung und den Sieg möglich machte.

*) Nicht weniger als 18 Generale und etwa 700 Offiziere sind an dem verhängnisvollen 14. Oktober tot oder verwundet auf dem Schlachtfeld geblieben, und in dem Heer der Befreiungskriege hat mehr als die Hälfte des alten Offizierkorps — 4000 von 7000 — die Truppen zum Siege geführt.

Indien als Touristenland.

Von Ernst von Hesse-Wartegg.

Mit Abbildungen nach Stereograph copyright von Underwood & Underwood, London & New York.

Bierhundert Jahre sind verstrichen, seit die Portugiesen in Indien festen Fuß gefaßt haben, zweihundert-

fünfzig, seit die Engländer durch ihre Ostindische Kompanie mit den Völkern Hindostans in lebhaften Verkehr getreten sind, aber dennoch ist dieses Riesengebiet bis auf den heutigen Tag in seiner malerischen Ursprünglichkeit erhalten geblieben. Die wenigen Tausende an Europäern, die bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts in Indien ansässig waren, konnten natürlicherweise auf die ungeheure Masse des dreihundert Millionen Seelen starken Volkes keinen merklichen Einfluß ausüben. Mit Recht sagte mir noch vor einigen Jahren der Vizekönig von Indien in seinem herrlichen Palast von Kalkutta: „Dem Kaiser von China und mir untersteht die halbe Bevölkerung des Erdballs.“ Die Engländer konnten wohl eine Reihe von Eingeborenen-

staaten unter ihr Zepher bringen und ihre altangestammten Fürsten vertreiben, sie konnten mit andern Verträge in bezug auf Handel und Verkehr, Post und Münzweien schließen, aber

die Kultur, die Sitten und Gebräuche, wie sie Jahrtausende hindurch bis auf die Gegenwart herabkamen, sind im großen ganzen unverändert geblieben und stempeln das ungeheure Reich des Großmoguls unstreitig zu dem interessantesten und eigenartigsten des Erdballs. Selbst der Sturz des letzten Großmoguls, Bahadur Schah, und die Einnahme seiner Hauptstadt Delhi konnten darin nichts ändern, sondern nur die politische Herrschaft der Engländer befestigen, indem sie bei den Indiern beliebter zu machen. Es war gelegentlich des letzten Kampfes der Indier um ihre Selbstständigkeit, den die Engländer „the Mutiny“, die Meuterei, zu nennen beliebten, daß die Rottröde Delhi einnahmen, und in



Elefantenzug beim Durbar in Delhi.

den feenhaften Palast des Großmoguls eindringend, diesen letzten Kaiser, einen achtzigjährigen Greis, in Ketten legten. Seine Söhne, die Thronfolger, wurden aus ihrem Versteck, den Kataomben eines alten Grabtempels, hervorgezerrt und von einem englischen Offizier namens Hodgson wie Hunde erschossen. Selbst ihren Leichnamen versagte man die Achtung. Sie wurden in der verkehrsreichsten Hauptstraße von Delhi, der Silberstraße (Tschandni Tschak), wie Aser hingeworfen, um dem indischen Volk zu zeigen, daß es mit dem hindostanischen Kaiserreich zu Ende sei.

Und doch ist Indien so geblieben, wie es immer war. Am

Indischen Meerbusen wie am Golf von Bengalen sind wichtige englische Handelsstädte entstanden, Bombay und Kalkutta gehören heute zu den größten „modernen“ Städten Asiens, Eisenbahnen

durchziehen die Halbinsel nach allen Richtungen und führen mit ihren Schienensträngen sogar bis in die Vorberge des Himalaja wie zu den Pässen des hohen Pamir, Universitäten,

Museen und Unterrichtsanstalten sind in großer Zahl im weiten Reich zerstreut; in der unmittelbaren Nähe der großen Fürstenresidenzen haben englische Truppen ihre Garnisonen, die Söhne der mächtigsten Adelschäse besuchen englische Militärschulen, den Fürsten selbst sitzen englische Residenzen zur Seite, weit

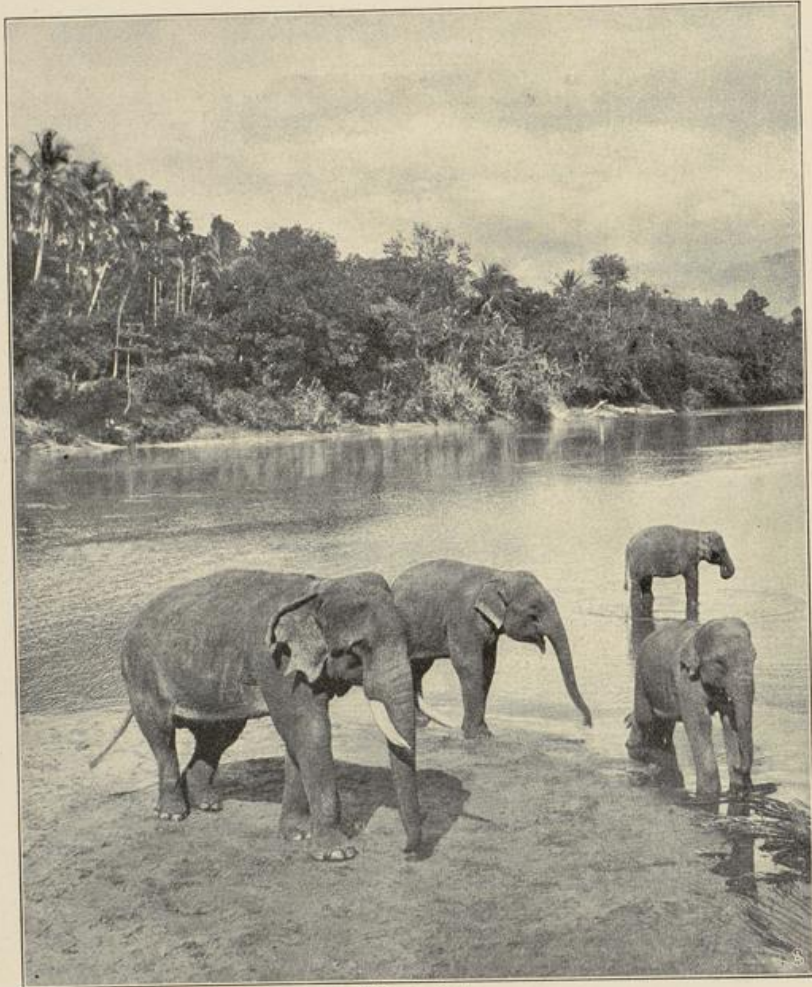
über die Hälfte des Reiches steht bereits unter englischer Verwaltung, und doch ist Indien das eigenartigste Land des Erdballs geblieben, das dank der Erleichterung des Verkehrs durch unsere großen Dampferlinien, vornehmlich des Norddeutschen Lloyd, immer mehr Touristen anzieht.

In dem von Engländern verwalteten Teil, besonders auf der vielbefahrenen Strecke durch Nordindien, zwischen Bombay und Kalkutta, sind auch schon ein paar Hotels entstanden, die bescheidenen Ansprüchen halbwegs genügen. So kann man außer den genannten Städten auch schon in Adschmer, Jaipur in der alten Großmogulenresidenz Delhi, in dem malerischen Agra mit seinem herrlichen Tadsch mahal, in Benares, dem berühmten Wohnsitz des höchsten Gottes der Hindus, gleichzeitig ihrem besuchtesten Wallfahrtsort, ganz bequem wohnen; ebenso haben die Sommerfrischen der Engländer in Indien, das berühmte Dardschiling im Himalaja, Simla, dann Puna und Haiderabad, Madras und einige andere annehmbare Hotels;

geht der Reisende jedoch von der großen Route ab, so muß er für seine Unterkunft und Bequemlichkeit selbst Sorge tragen, denn er findet nur das Bungalows, d. h. von der Regierung unterhaltene Gasthäuser ohne Einrichtung, und muß an Stelle bequemer Eisenbahnen als Reizmittel häufig genug Elefanten oder elende, von Kamelen oder höherigen Zebus gezogene Karren benützen.

Die Elefanten dienen zunächst freilich nur den eingebornen Landesfürsten zur Erhöhung ihres Staates. Indien ist das Land der Elefanten. Nirgends habe ich so viele gesehen wie dort, selbst nicht in Siam, wo ich allerdings mehrere hundert

halbwilde Elefanten gelegentlich einer Jagd in der Nähe am Njubbja beisammen sah, zusammengetrieben aus den weiten Urwäldern des Menamstromes. Nur bei dem großen Durbar in Delhi im Jahre 1904, das aus Anlaß der Proklamierung des Königs von England zum Großmogul von Indien einberufen worden war, gab es eine ähnliche Zahl dieser Riesentiere, größer, prächtiger, majestätischer als die siamesischen, noch dazu in ihrem reichsten Schmuck. Das Bild auf Seite 871 gibt nur einen schwachen Eindruck von der Pracht, die sich damals auf dem Königszug zeigte. Behängt mit samtenen, goldgestickten Decken, auf denen Edelsteine funkelten, auf den gewaltigen Stößzähnen goldene



Elefantenbad.

Aufsätze, trugen die Tiere auf ihrem breiten Rücken vergoldete, mit Juwelen geschmückte Gaudas, d. h. Pavillons mit Säulen, auf denen die europäischen wie indischen Fürsten Platz nahmen, beschattet durch große bunte Sonnenschirme mit goldenen oder silbernen Schirmstangen. Selbst die kurzen Lanzen der Elefantenzüchter, die auf den Köpfen der Tiere saßen, waren aus edlen Metallen und mit funkelnden Edelsteinen geschmückt.

Auch im Alltagsleben werden Elefanten vielfach verwendet, sowohl zum Lastentragen wie zur Personenbeförderung. Dem Touristen stehen indessen gewöhnlich nur elende Karren zur Verfügung. Im Norden Indiens wird diesen primitiven, mit einem Strohdach versehenen Fuhrwerken häufig ein Kamel vorgespannt, wie aus der Abbildung auf Seite 873 ersichtlich ist, die im Hintergrund auch die große Moschee in Agra zeigt. In Benares, Alwar, Baroda usw. mußte ich Karren benutzen, die auf dem federlosen Boden keine Sitze haben. Die Passagiere setzen sich mit gekreuzten Beinen unter das mit



Kamelgespann in Agra.

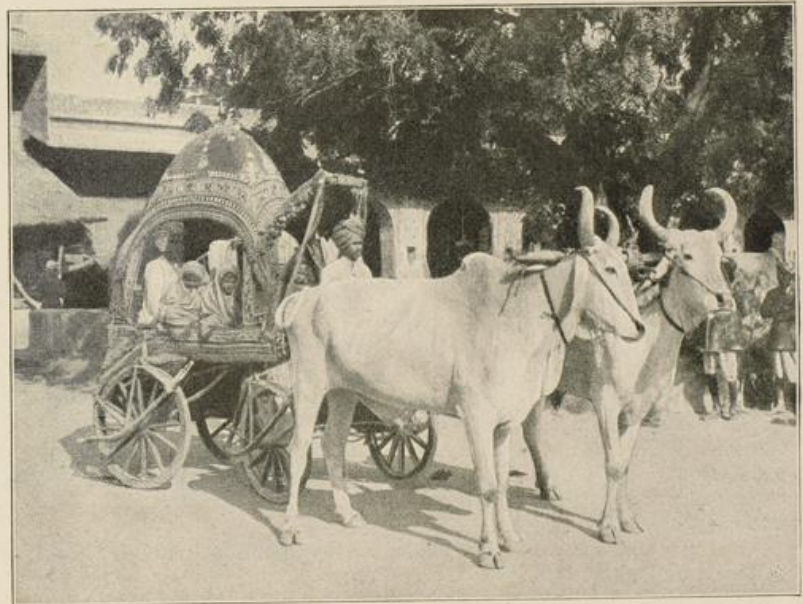
bunten Tüchern bedeckte, häufig mit Stickereien geschmückte Spitzdach, der beturbante bärtige, kohlenschwarze Hindu-Fuhrer kauert sich vorn auf einem kaum zwei Hände breiten Raum zusammen und führt die Zügel, die den vorgespannten Zebus durch die Rüstern gehen. Traben sie, dann bekommt der Passagier in Unbetracht der ovalen oder gar eckigen Räder und der elenden holprigen Straßen Reiseeindrücke nicht gerade angenehmer Art. In solchen Karren, nur noch viel bescheidener, wird auch der Lastenverkehr vermittelt, wobei sich der Zebulenker häufig genug auf die Deichsel zwischen den Tieren selbst niederkauert wie der Lumpensammler auf dem Bild Seite 874.

Wer sich mit solchen Verkehrsmitteln, schlechter Unterkunft, magerer Nahrung, großer Hitze, viel Staub und großen Entfernungen leicht abfindet, dem bietet Indien so viel des Absonderlichen, Malerischen, Schönen und Interessanten dar wie kein anderes Land des Erdballs, besonders in den Eingeborenstaaten mit ihren Fürstenresidenzen. Wenn unser frühes Mittelalter mit seinem Schaugepränge, seinen Festlichkeiten, Jagd- und Kriegszügen sich auf unserm Erdball heute noch irgendwo widerspiegelt, so ist es an den Fürstenhöfen von Indien. Ja noch mehr, es wird dort an Glanz und Eigenart sogar übertroffen, denn wo hätte es jemals größeren Prunk, größeren Reichtum, größere Verschwendung gegeben als bei manchem dieser indischen Nabobs? Wo hätte die Natur selbst mehr beigetragen, wo schiene die Sonne heller, zeigte sich die Tropenvegetation üppiger, die Tierwelt wilder als hier? Wo gäbe es einen Rahmen von so herrlichen Palmen und Bananen wie im Süden Indiens in den Reichen der Maharadschas von Travancore und Cochin, oder solche Massen von Lotos, der heiligen Buddhablume, wie selbst im Norden an der Grenze von Kaschmir, in Dschelam? Von der Pracht der Früchte gar nicht zu sprechen, wie sie in allen Fürstengärten gezogen werden und die Tafeln der

Großen schmücken. — Am üppigsten gedeihen sie freilich tief im Süden und jenseits des Kap Comorin, auf dem paradiesischen Ceylon, wo selbst der ärmste Singhalese in den wie Wassermelonen großen Baumfrüchten der Jacks und der Brotbäume, der Papajas, Mangos, Mangostines, Bananen, Ananas usw. schwelgen? Der Garten eines armen Landmanns liefert dort ganze Pyramiden solcher Früchte.

Doch das Hauptinteresse drängt sich in dem Leben und Treiben der Bevölkerung zusammen, wo immer in dem Reich man es auch anfassen mag. Wenn ich unter den Eindrücken meiner über ein Vierteljahrhundert ausgedehnten, alle Weltteile umfassenden Reisen die packendsten, schönsten, buntesten, eigenartigsten hervorheben soll, so kommen immer wieder die Tempelstädte des südlichen Indiens, Madura, Srirangam, Tinnevellum, oder die berühmten Wallfahrtsorte des Gangestals, Benares und Hardwar, in den Vordergrund. Nichts auf der Erde kann sich in Bezug auf menschliches Leben mit den

Ufern des Ganges bei Benares vergleichen, und jede Schilderung, selbst die farbenreichste und phantasievollste, erbläßt gegenüber den Eindrücken, die man dort empfängt, den höchsten und erhabensten neben den denkbar scheußlichsten, bei deren Erinnerung ich entzückt aufjauchzen möchte und gleichzeitig mein Herz sich entsetzt zusammenzieht: jene meilenlange Reihe majestätischer Fürstenpaläste und absonderlicher Hindutempel, schmucker Moscheen und scheußlicher Götzenbilder, zwischen denen auf zahllosen Treppen tagsüber, jahraus, jahrein Zehntausende von Menschen aller Stände, jeden Alters, Männer wie Frauen, Kinder wie Greise zum Fluß oder von diesem nach der Stadt sich begeben, alle so farbenreich gekleidet, daß sich diese Menschenströme ausnehmen wie wandernde Regenbogen. Unten in den milchiggrünen Fluten des Ganges Zehntausende im Bad, in religiöser Verzückung nicht achtend der Leichen, die zwischen ihnen hinab treiben dem ewigen Meer



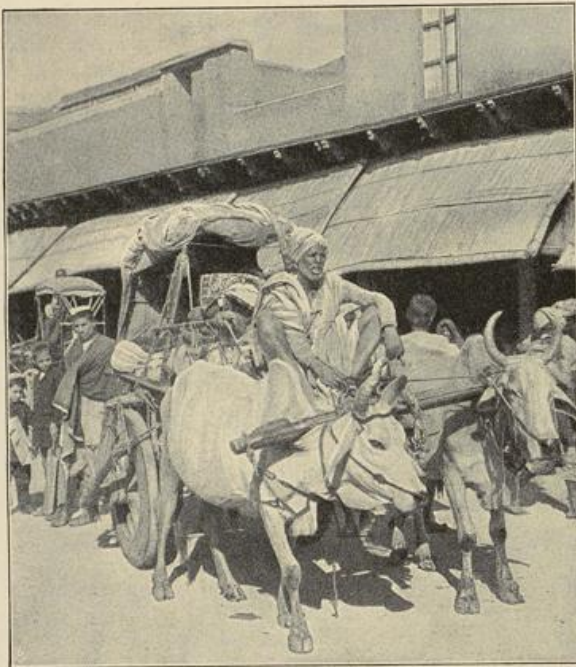
Reisewagen.

zu, nicht achtend der in weiße Tücher gehüllten Verstorbenen, die nur ein paar Schritte weit an den Ufern auf Scheiterhaufen verbrennen, und deren Körper sich durch die Hitze krümmen und winden. Die schönsten Blüten der Menschheit, verführerische Mädchen in bunten Gazegewändern, neben ekelhaften Fakiren, mit Wunden bedeckt, mit Schmutz beschmiert; die höchsten Fürsten Indiens, in prächtiger Kleidung, neben nackten Gerippen, nur durch die Haut zusammengehalten, die auf allen Vieren mühsam den segenspendenden Fluten des Ganges auftrieben; dazwischen wandern heilige Stiere und weiße Kühe frei umher, springen wilde Affen von einem Tempel zum andern und treiben ihren Schabernack, schwärmen Millionen von Tauben. Die stufenartigen Gartenterrassen bevölkern buntgefiederte Papageien, rüdische Hunde suchen sich mitten unter dem bunten Menschen- und Tiergetümmel ihre Nahrung, Lasgeier schweben, nach Menschenfleisch lauernd, über dem Fluß, und von den Ufern ringeln sich Rauchwolken Tag und Nacht von den brennenden Scheiterhaufen und den prasselnden Menichenleichen in die Luft!

Oder Jeyppore — diese Stadt in Rosenrot gebadet, als wäre sie ewig von der Morgen Sonne beschienen — mit meilenlangen Reihen seltsamer Paläste in Rosenrot, umgeben von rosenroten Ringmauern und Bastionen, rosenrot die Tempel und Moscheen, rosenrot die Türme und Minaretts. Von den Basaren unten durch alle Stockwerke bis zu den flachen Dächern gekrönt von eigenartigen Pavillons, die Balkone, Erkertürmchen und Miradores, alles rosenrot. In den Straßen Menschen in scharlachroten, gelben, grünen, weißen oder goldenen Kasanen, ebensolche mächtige Turbane auf den schönen schwarzen, glutäugigen Köpfen. Die Männer groß, schlank, mit martialischen Gesichtern, die langen Bärte vom Kinn aus nach den Seiten wagerecht absteigend. Viele mit Schilden, Lanzen, Schwertern in den Händen, Dolche im Gürtel. Weitergestalten in farbenprächtiger Kleidung, mit einem Arsenal seltsamer Waffen, auf glänzend geschirrten stolzen Pferden oder bedächtig einerschreitenden Kamelen, oder auf Elefanten, deren Stirnen und lange Stoßzähne grotesk bemalt sind, Scharen von Mädchen und Frauen mit faltenreichen Gazelleidern, als wären sie zum Serpentinanz geschmückt, an den nackten Füßen flirrende silberne Spangen, an den Zehen blühende Geschmeide; Diener in Scharlachrot mit gefesselten Leoparden oder Tigern. Tauben und Papageien durchschwirren die Luft, stolze Pfauen schreiten auf den Dächern einher, und nach Duzenden tummeln sich große wilde Affen mitten in der belebten Stadt, dieser Vision von phantastischer Eigenart, ein zu Stein gewordener Fastnachtschurz.

Das und noch vieles, vieles andere, ebenso Interessante ist in diesem einzigen Indien schon auf den großen Eisenbahnlinien zu sehen. Und doch liegt das Merkwürdigste abseits von ihnen in den Eingeborenstaaten Rajputanas und des

Deffan, wo heute noch die Maharadschas, Maharanas, Raizams, Gaifurs usw. ihr Zepter führen, entsprechend unsern Königen, Großherzogen und Fürsten; dazwischen die kleineren Radschas, Naas, Begams und Sakurs, wie bei uns etwa die Grafen und Freiherren des Mittelalters. Aber während die letzteren längst ihre Unabhängigkeit verloren haben und ihre Länder in größeren Staaten aufgingen, sind jene von Indien noch vielfach unabhängige Herrscher. So lange es noch keine englischen Rotröcke in Indien gab, bekriegt sich diese Unmasse von kleinen Landesherren, die über ein Dreihundertmillionenvolk herrschten, auf Leben und Tod. Die Engländer räumten unter ihnen nach Tüchtigkeit auf, doch gibt es immer noch achthundert- und fünfzig, Könige mit Ländern so groß wie Süddeutschland und mit Einnahmen, die jene unserer größten Monarchen übertreffen, wie beispielsweise Haidarabad; aber auch kleine Prinzelein mit kaum hundert Quadratkilometern Landes und so viel Untertanen, wie unsere Kleinstädte Einwohner zählen. Sie haben ihre eigenen Armeen, möglicherweise noch in Eisenrüstungen starrend und mit Bogen und Pfeil bewaffnet, dazu ihre eigenen Minister und einen Hofstaat, der sich an Glanz und barbarischer Pracht mit jenem der „Aida“ oder „Afrikanerin“ an unsern Hoftheatern messen könnte. In



Lumpensammler.



Lotos am Dsch'helam.

Bundelkund, dem mittelsten Teil von Indien, gibt es allein eine ganze Menge solcher Liliputstaaten, aber ihre Prinzen gebärden sich wie Pfauen, führen ihre Abstammung bis zur Erschaffung der Welt zurück und heiraten kein Prinzelein,

das nicht mindestens einen ebenso reinen Stammbaum be-
sitze wie sie selbst. Mit ihren Nebenfrauen nehmen sie es
nicht so genau, denn die getreuen, vor Ehrfurcht erstarbenden
Untertanen sehen es als besondere Ehrung an, wenn ihre
Töchter die fürstlichen Zenanas, das heißt Harems, mit ihrer
Anmut und Schönheit schmücken können. Nicht alle diese
Prinzlein sind Nabobs, ja bei vielen ist es mit dem sagen-
haften indischen Reichtum recht schlecht bestellt. Aber die Hof-
haltung ist bei festlichen Gelegenheiten überall glänzend. Ziehen sie
auf die Jagd, dann begleitet sie ein Troß von Elefanten, ge-
fesselten Leoparden und Tschitahs (Geparden), ein Heer von
Fallonieren, die Jagdfallen auf der Hand, Flinten- und
Schwertträger, Pfeifen- und Pantoffelträger, Köche, Diener, Frei-
her. Kommt ein englischer
Gesandter oder ein europä-
ischer Fürst, dann gibt es
Festlichkeiten und Umzüge,
wie sie beim rheinischen
Karneval nicht bunter zu
sehen sind.

Neben diesen Piliput-
prinzen gibt es, wie ge-
sagt, viele wirkliche Na-
bobs mit unermeßlichen
Einkünften, mit Juwelen
und aufgespeicherten Schät-
zen, die unsere europä-
ischen Schatzkammern an
Wert übertreffen. Ich
erwähne nur die Maha-
radshas von Gwalior und
Alwar, den Rajam von
Haidarabad, den Gaikaur
von Baroda, die Maha-
radshas von Jeypore,
Udaipur und Jodhpur.
Was gibt es dort für
prachtvolle Paläste, glanz-
volle Hofstaaten, wertvolle
Schätze! In der Schatz-
kammer von Baroda zeigte
mir der Maharadscha
Duzende von Halsketten
aus nußgroßen Diaman-
ten, Saphiren, Rubinen,
Smaragden und Perlen,
Pferdedecken, ganz gestift
aus solchen Edelsteinen, und an seinem Hals funkelte als Krone
des Ganzen der berühmte „Stern des Dekkan“, einer der größten
Diamanten der Erde. Beim Maharadscha von Alwar sah ich
eine Tasse aus einem einzigen Smaragd geschliffen und eine
zweite, kleinere Tasse aus einem einzigen Rubin! Jeder der
großen Fürsten besitzt ein paar derartige Prunkstücke, irgend
eine Agraffe für seinen Turban, einen Schwertgriff, Gürtel,
oder sogar Fußspangen mit den köstlichsten Edelsteinen.

Warum gerade die indischen Fürsten so außergewöhnlich
reiche Schätze besitzen und sich mit ihnen schmücken? In
Indien gibt es nicht Zepter, Reichsapfel und Krone, und die
Juwelen dienen gewissermaßen als Ersatz dafür. Die Fürsten
brauchen ihre großen Einkünfte nicht mit Reisen, Hoftheatern,
Pferderennen, kostspieligen Festlichkeiten zu verzetteln; ihr un-
geheurer Hofstaat kostet sie wenig, denn die Edelleute ihres
Landes betrachten es als besonderen Vorzug, ihren Fürsten zu
dienen, ihre Diener sind größtenteils Leibeigene, und die vielen
Frauen ihrer Zenanas kleiden sich nach indischer Mode, die
niemals wechselt. Die meisten der herrlichen gold- und
silberdurchwirkten Stoffe, Seidengaze, Stickereien usw. werden
in den Palästen selbst durch Leibeigene verfertigt. Die Günst-

der Schönen brauchen sich die Fürsten nicht durch kostbare
Geschenke zu erkaufen, und so konnten sie ihre Einkünfte mit
dem besten Willen nicht loswerden, außer durch den Ankauf
von Juwelen. Jeder ihrer Nachfolger erwarb andere, und in
dieser Weise sammelten sich die sagenhaft reichen Schätze
Indiens an.

Mit dem steigenden Einfluß Englands ist das in so man-
chem indischen Königreich anders geworden. Viele Fürsten-
söhne werden europäisch erzogen, gehen auf Reisen und führen
nach ihrem Regierungsantritt Schulen, Wasserleitungen, Hospi-
täter und Eisenbahnen in ihren Staaten ein oder huldigen
kostspieligen Passionen nach abendländischem Muster. So
unterhält beispielsweise der Gaikaur von Baroda aus seinen
eigenen Privatmitteln eine
Armee von ungefähr zwanzigtausend Mann, obgleich
er in absehbarer Zeit
kaum Gelegenheit haben
dürfte, irgendeinen Krieg
zu führen. Bei einer
Parade, die gerade zur
Zeit meines Aufenthalts
in Baroda stattfand, war
ich überrascht von der
Strammheit und unge-
wöhnlichen Größe seiner
Soldaten, der Schönheit
der Pferde, dem Glanz
der Uniformen. Die Ge-
schütze seiner Artillerie —
zwei davon haben Kan-
onenrohre aus massivem
Gold — sind nicht mit
Pferden oder Maultieren,
sondern mit je sechs
schneeweißen, langhörnigen
Ochsen bespannt, und sie
galoppierten bei den Auf-
märschen und beim Defi-
lieren ganz bewunderns-
wert. Der Gaikaur strahlte
vor Freude, als ich ihm
gelegentlich eines Dinners
in seinem feenhaften zwölf-
millionenpalast meinen
Glückwunsch zu seiner
Armee aussprach.



Riesenfrüchte auf Ceylon.

Zwischen Baroda und dem noch seltsameren Königreich
Indore liegen ein paar kleine Fürstentümer, jedes freilich
doppelt so groß wie Schaumburg-Lippe, aber das ist für in-
dische Verhältnisse sehr klein. So z. B. Dewas, ein Staat,
der von zwei Fürsten auf einmal regiert wird. Beide residieren
in verschiedenen Palästen in ein und derselben Hauptstadt,
haben ihre eigenen Großwesire und Ministerien und ihre be-
sonderen Armeen. Der ältere Fürst, Bada Sahib, unterhält
siebzehn Reiter, sechshundert Infanteristen und eine Batterie mit
vierzehn Geschützen. Der jüngere Fürst, Dada Sahib, hat
gerade die Hälfte, und beide Fürsten haben ihre eigenen Staaten,
deren Grenze mitten durch die Hauptstadt führt.

So gibt es in Indien noch unzählige andere Absonder-
lichkeiten, die das Reisen und vornehmlich den längeren Auf-
enthalt in diesem großen Reich so besonders interessant ge-
stalten. Dazu kommt noch die Pracht der wunderbaren Natur,
im tropischen Süden so grundverschieden von dem eisumstürzten
Norden, der von dem mächtigsten Gebirgszug der Erde, dem
wildem, unerforschten Himalaja, eingenommen wird. Schon
diese neun Kilometer hohen Bergriesen zu bewundern, würde
allein die Reise nach Indien lohnen.

Doktor Thales.

Novelle von A. Noël.

Es war die gemüthliche Stunde im Kaffeehaus, wo es nach der im Winter üblichen Sonntagsnachmittagsüberfüllung anfängt, leer zu werden. . . Ganze Familien erhoben sich von ihren Sizen, die Damen ließen sich von ihren Begleitern die Winterjacken und die Boas umgeben, während die Kellner und Piccolos mit den Überrocken der Herren herbeieilten. Denn es war Zeit, ins Theater zu gehen, und wer dieses oder ein ähnliches Winterabendvergnügen vorhatte, verließ nun das Kaffeehaus, in dem die betäubenden Lärmwogen dahinebbten, während die vom Tabakrauch durchsetzte Luft sich mit den Strömen der kalten Außenluft mischte, die jedesmal durch die Thür hereindrang, so oft jemand fortging.

Nun sah man wieder leere Tische, das eilige Hin- und Herziehen der Marqueurs hörte auf, die Piccolos räumten die Platten mit den Wassergläsern ab und verstaute die umherliegenden Zeitschriften wieder in den Fächern der Wandgestelle.

Draußen lag der düstere Winterabend, und ein scharfer Wind pfliff vorbei. Es war in den Straßen finsterner als sonst während der Woche, weil die Beleuchtung der Schaufenster fehlte, die heute hinter ihren Kolladen verschlossen ruhten. Nur wo an einem Fenster des Kaffeehauses der Vorhang nicht vorgezogen war, spiegelte sich der Kronleuchter in der großen Scheibe.

Ein noch junger, etwas schwächlicher Mann, dessen Gesicht das dichte, zerwühlte dunkelbraune Haar und der ebenfolche gestutzte Vollbart im Verein mit dem Licht der Glühlampen sehr bleich aussehen machten, blickte von seinem Fensterplatz aus zerstreut zum Fenster hinaus auf die Straße.

Ihm gegenüber saß ein kräftig gebauter Mann gegen die Bierzig zu, mit breiten Schultern und wohlgenährtem Gesicht, dessen Stirn unter dem kurzgeschnittenen Haar sehr von der des Jüngeren abtach. Es war die niedere Stirn des Alltagsmenschen, wogegen die bleiche und hohe Stirn des andern mit den feingeaderten Linien höhere geistige Begabung anzeigte.

Der „Alltagsmensch“ mußte vor nicht langer Zeit gekommen sein, denn er trank eben Kaffee, hatte dabei das „Hamburger Fremdenblatt“ neben der Tasse liegen und warf flüchtige Blicke auf die Berichte von der Kaffeebörse, die er aufgeschlagen hatte. Doch Neues brachten ihm auch die nicht, und deshalb wäre er einem Plausch mit seinem Tischgenossen nicht abgeneigt gewesen. Verstoßen warf er einen prüfenden Blick auf ihn.

Was der Mensch immer für Gesichter schnitt! Man sollte meinen, er habe nicht den Tag zu überleben, und er war doch recht gut gestellt. Sohn des reichen, gewesenen Planellfabrikanten Bernhard Bodenbauer, der seine Fabrik in Böhmen zur rechten Zeit verkauft und sich ins Privatleben zurückgezogen hatte, mit solchen Renten, daß sein jüngerer Sohn sich der uneinträglichen Philosophie und dem Dozententum widmen konnte, ohne Sorge für den Broterwerb.

Ja, wenn alles stimmte, was man sagte, so besaß der junge Doktor von seiner Mutter her ein Privatvermögen, das ihn sogar vom Vater unabhängig stellte. Der konnte lachen! Er tat es aber nicht.

Wie der so in Beobachtung Versunkene jetzt hinüberblickte, begegnete er den schwermütigen Augen des jüngeren Mannes, deren dunkle Sterne auf der Hornhaut wie auf einem bläulichen See schwammen.

„Heute ohne Ihre Frau Gemahlin, Herr Kempen?“ fragte der Philosoph.

„Leider. Meine Frau ist nach Brunn gefahren zu ihren Eltern. Die Schwiegermama ist krank. Fader Sonntag! . . . Ich hab' einen tüchtigen Spaziergang gemacht. . . . Nachher schau ich zu Haus nach meinen Kindern. . . .“

„Wie viele haben Sie?“

„Drei Stück — wie die Löwen“, antwortete Kempen selbstbewußt. „Ich sag' Ihnen, so eine Mattnosell ist nicht zu

beneiden. . . . Einen Skandal machen sie, meine Kinder! . . . Sie gedeihen, Gott sei Dank, prächtig. Die sollten Sie bei Tisch einhauen sehen, keins vermag's Futter. . . . Und Sie, Herr Doktor, noch immer keine Miene, in den heiligen Ehestand zu treten? Wunder' mich, Sie sind doch ein Gemütsmensch?“

„Eben deshalb.“

„Eben deshalb? Das versteh ich nicht.“

„Haben Sie denn nie Angst um Ihre Kinder?“ fragte der Doktor langsam und eindringlich. „Daß Ihnen eins genommen werden könnte?“

„Eins ist uns gestorben, wie's fünf Tag' alt war, an den Fraisen. . . . ein Bärenkind. . . . das stärkste von allen. . . . über vier Kilo hat's gewogen bei der Geburt. Na, eine Freude ist das nicht, wenn die arme Frau das alles mitgemacht hat für die Kat. Aber so was verschmerzt man doch leicht, es kommt Erjaß, und ich sag Ihnen ja: meine Kinder sind keine Krüppelg'spieler, die man mit tausend Angsten aufzieht. Angst darf man überhaupt nicht haben, sonst ist's gefehlt. Weshalb soll denn immer was passieren?“

„Ist denn nicht das notwendige Ende jedes Verhältnisses eben das Ende?“ fragte Bodenbauer. „Den glücklichsten Ehen steht es bevor, dem innigsten Familienanschluß. Ach nein, lieber kein angebetetes Weib haben, keine geliebten Kinder. Es ist rein ein Glück, daß die meisten Menschen nicht zu lieben verstehen, sie würden sonst nicht so viele Verluste verschmerzen. Eltern verlieren ihr einziges Kind — und leben weiter, der Mann die Geliebte, die er vor kurzem erst heimgeführt hat — und lebt weiter.“

Kempen blickte etwas erstaunt zu dem Mann hinüber. Die Leute sagten, daß Bruno Bodenbauer sich über den Tod der Mutter nicht trösten könne. Es schien wirklich so zu sein.

„Wenn die Menschen ihre Verluste nicht verschmerzen könnten, wären sie nicht lebensfähig“, meinte er achselzuckend. „Und keine Familie gründen, weil uns ein liebes Familienmitglied entrissen werden könnte, das heißt doch, das Kind mit dem Dad ausschütten. Ihr Herr Bruder denkt nicht so. Der hat eine reizende Frau. . . . und auch Kinder?“

„Eins.“

„Immer noch das einzige? Ein hübsches Buberl. Ich hab's einmal gesehen. Ein bißel zart, was?“

„Ja“, gestand der Doktor, während eine Wolke über seine Stirn flog.

„Sehen Sie, so einen könnten Sie auch haben.“

„Wenn ich ein eigenes Kind hätte, es könnte mir kaum lieber sein als das meines Bruders.“

Kempen lachte. „Da sind Sie schön gesoppt worden.“

Bodenbauer verstand ihn gleich, sagte aber nichts, während sein Gegenüber in erheitertem Ton fortfuhr: „Nicht heiraten, um sein Herz an nichts zu hängen, und dann hängen Sie's an das Kind Ihres Bruders, von dem Sie doch in aller Ewigkeit nichts haben, denn es gehört Ihnen nicht zu eigen. Und darin liegt doch alles.“

Bruno schwieg noch immer.

„Ja, ja, ich halte das für durchaus verkehrt“, beharrte Kempen.

„Eine traurige Philosophie, die ihre Sach' auf nichts stellt, damit sie nichts verlieren kann. . . . Ich mein' eher, man soll sich so reich machen, daß man einen Verlust aushalten kann. . . . Es gibt Menschen genug, die allein leben können und dabei glücklich sind, nichts entbehren. . . . Sie haben ihre Arbeit, ihre Selbstsucht, ihre Gemütsrodenheit, die nichts weiter verlangt. . . . Aber wenn man geschaffen ist, um was gern zu haben, dann ist das lebenslange Entbehren und Sichsehnen doch das Ärgste. . . . Verzeihen Sie, es ist eine Annäherung von mir, dem Philosophen Philosophie predigen zu wollen, aber alle Schuster haben bekanntlich zerrißene Stiefel, und den Philosophen bleibt vielleicht auch vor lauter offiziellem Verbrauch keine Philosophie fürs Haus

mehr übrig . . . Aber giftig machen will ich Sie nicht . . . Ich geh' lieber nach Haus und schau', was meine Kränzen machen . . . Wenn die mich dann mit einem rechten Indianer-geheul empfangen, daß man's vom Boden bis zum Keller hört, dann sind meine Vatergefühle am lebendigsten . . . Das Mädel ist noch ärger als die Buben . . . Sie sollten mich einmal besuchen, Herr Doktor."

Bodenbauer lächelte schwach zu dieser Einladung zu Besichtigungszwecken. Brüllende Bärenkinder würden ihn wohl kaum verführen, dachte er. Lieber wollte er nach seinem kleinen Kesseln sehen.

Als Kempen den Marqueur rief, um zu zahlen, zahlte er ebenfalls und brach zugleich mit dem andern auf.

Das Kaffeehaus lag in einer Seitengasse der inneren Stadt, unfern der Ringstraße. Beim Hinaustrreten aus dem geheizten Kaffeehaus überfiel sie eine unangenehm schneidige Luft, so daß sie fröstelten . . . Die Straßen lagen leer und verlassen da. Oben am Himmel hoben sich rasch dahinschießende Wolken weiß vom dunkeln Abendhimmel ab. Es war ein unbehaglicher Abend, die Welt schien düster und unfreundlich.

Die Wege der beiden strebten auseinander, doch für eine Weile bequeme Kempen sich der Richtung des jungen Doktors an, und auch seine Gedanken beschäftigten sich noch immer mit seinem Begleiter. „Sagen Sie, Herr Doktor, fühlen Sie denn keine Hinnegung zum weiblichen Geschlecht? Gerade Sie? . . . Wenn man sich ordentlich verliebt, vergehen einem die vorgefaßten Meinungen, und einem Menschen wie Ihnen müßte es unbedingt passieren, daß er einer starken Anziehungskraft unterliegt —“

„Die jungen Damen von heutzutage und ich, wir passen nicht zueinander“, entgegnete Bodenbauer kopfschüttelnd. „Meine feste Absicht, keine Familie zu gründen, würde ja vermutlich ins Wasser geraten, wenn ich auf ein Mädchen stieße, das den Bedürfnissen meiner Seele entsprechen würde. Es ist aber keine Sorge, daß ich in diese Klemme gerate.“

„Ich schwärme für das moderne Genre auch nicht“, stimmte Kempen zu. „Diese Mädchen, die sich einen Typus zurechnen und demgemäß ihre Rolle spielen! . . . Aber es müßte ja kein Übermaß im Sezessionsgeschmack sein . . . Auch keine Überstudierte . . . Sie würden schon das Richtige treffen, wenn Sie nur suchen wollten.“

„Gott bewahre!“ meinte sich Bruno Bodenbauer mit ernstem Lachen. „In einem solchen Fall heißt es: Wer sucht, der findet nicht . . . Und ich will auch gar nicht finden. Im Gegenteil: ich hoffe, derjenigen nie zu begegnen, die so beschaffen wäre, daß ich sie heiraten müßte.“

Kempen schüttelte den Kopf. Dagegen ließe sich ja so viel sagen. Angefressen von dem Menschen, der nicht hoffen und lieben wollte, um nicht zu leiden, und dabei nicht merkte, daß er eben deshalb litt, trennte er sich an der nächsten Straßenecke von ihm.

Das war auch einer von den anmaßend Glücklichen, dachte Bruno im Weitergehen, die sich einbildeten, das Schicksal wage sich nicht an sie. Aber wenn auch nichts passierte, floß doch alles unaufhaltsam von ihm weg. Und wenn seine Kinder heranwuchsen, das Mädchen weder in der Ehe, noch die Knaben im Beruf Schiffbruch litten, sie entfremdeten sich doch jedes Jahr mehr dem Vater, bis ihm eigentlich nichts mehr von ihnen blieb als die Erinnerung an das, was sie ihm einmal gewesen. Und wenn er, wie er sich's wohl wünschte, steinalt wurde, dann ging er dahin, unbetrachtet, wie ein Gast, der zu lange geblieben ist. Wer trauert um das weisse Blatt, das verspätet zu Boden raschelt?

Früh sterben war traurig, alt werden war es noch mehr. Dennoch war in Bruno Bodenbauers Natur genug dessen, was der Verneinung des Lebens widersprach: Liebeswärme, Aufopferungsfähigkeit!

Er mußte wohl, er war in Gefahr, das Leben nur zu sehr zu lieben, wenn ein geliebter Mensch es mit ihm teilte. Wie war es denn gewesen, als die Mutter noch lebte? Da-

mals fühlte er weder die Kälte, noch die Drohungen des Lebens, weil die Strahlen der hingebendsten Liebe sein Dasein zugleich durchleuchteten und erwärmten.

Aber daß man solche Verluste erleiden kann, darin allein liegt schon eine Verdammung des Lebens. Und ist es nicht, als spähe das tödliche Schicksal gerade nach dem, was uns das Liebste ist, um es uns zu entreißen?

Wie gut, daß er niemand mehr so lieben würde, wie er seine edle, sanfte Mama geliebt hatte! Sein Vater — nun, der blieb ihm ewig fremd. Bruder Karl war vom Schlag derer, für die man nicht zu zittern brauchte, und der kleine Bruno gehörte ja zum Glück nicht ihm, sondern Eltern, die die nötige Lebensversicherung besaßen, daß sie die ewig drohende Hand des Schicksals nicht gewahrten.

Vor dem Tor des Hauses angelangt, wo Karl wohnte, zog Bruno seine Uhr. Jetzt befanden sich der Bruder und die Schwägerin sicher schon auf dem Weg zum Theater, und der blieb ihm ewig fremd. Bruder Karl war vom Schlag derer, für die man nicht zu zittern brauchte, und der kleine Bruno gehörte ja zum Glück nicht ihm, sondern Eltern, die die nötige Lebensversicherung besaßen, daß sie die ewig drohende Hand des Schicksals nicht gewahrten.

Die Sehnsucht, das treuherzige Gesichtchen des lieben Jüngers zu erblicken, beschleunigte seinen Schritt, so daß er, der müde Schleichende, zwei Stufen auf einmal nahm, um früher oben auf dem Treppenabsatz zu landen.

Pauline, das Mädchen für alles — oder doch für das meiste, wie Karl zu sagen pflegte — öffnete ihm und ließ ihn ein, nicht, wie er gedacht hatte, in ein finsternes Vorzimmer, sondern in ein hell erleuchtetes.

Unangenehm berührt blickte er auf die Haken der Vorzimmerwand. „Ist denn die Herrschaft zu Haus und Besuch da?“

Das Mädchen sah ihn erstaunt an: „Natürlich sein! Ich hab's . . . Der Bubi ist ja krank.“

„Krank?“ Bruno starrte das Mädchen an, als wollte er ihr vom Gesicht herablesen, was er noch nicht wußte.

„Krank?“ — Man nahm immer noch zu viel für gesichert an. Wenn man noch so wenig hoffte! . . . Also selbst diese bescheidene Voraussetzung, alles hier zu finden, wie er sich's ausgemalt hatte, war zu kühn gewesen . . . Es war immer alles ganz anders. Was dem Kind fehlte, mochte er die Person gar nicht fragen. Lieber sich selbst überzeugen!

Seitlich führte eine Tür zu dem Zimmer, in dem sich seine Schwägerin gewöhnlich aufhielt und das zwischen ihrem nach vorn gelegenen Schlafzimmer und dem nach rückwärts gehenden Zimmer des Kindes die Verbindung herstellte. Dort drückte er die Klinke nieder und trat ein.

Es war ein kleines, flaches Zimmer, dessen Fenster der Tür gegenüber lagen. Über dem Mittelisch brannte die Hängelampe, und durch die Fenster, die nicht verhängt worden waren, blickte der abendliche Winterhimmel mit eigentümlich hellem Glanz herein.

Das kleine Zimmer wurde für gewöhnlich als Speisezimmer benutzt, und deshalb stand da an der Eintrittswand eine einfache Kredenz, und um den Tisch reiheten sich hochlehnige Stühle . . . Sonst aber war es eigentlich ein Damenzimmer, und die mit Kissen bedeckte Ottomane zwischen den Fenstern, sowie die beiden Fauteuils in der Ecke, die mit einem Serviertischchen eine trauliche Gruppe bildeten, verrieten dies ebenso wie das Nähtischchen und der bequeme Stuhl am Fenster.

Der Raum machte immer einen gemüthlichen Eindruck auf Bruno, und ihn brauchte Kamilla niemals nach vorn in ihre modisch eingerichteten Brunkräume zu führen.

Heute versagte die gewohnte Empfindung. Rasch wollte er auf die Tür links, die zum Kinderzimmer, zu, als sie sich öffnete und die Schwägerin selbst heraustret, eine jugendliche Gestalt, breit in den Schultern, dafür schlank in den Hüften und um die Mitte und auf einem langen Hals einen ebenso pikanten wie hübschen Kopf tragend . . . Von ihrer atlastglaten Haut fiach das dunkle, wirre Haar interessant ab.

Unruhig slog ihr der Blick des jungen Mannes entgegen, doch Kamilla, fand er, sah aus wie sonst. Ihr Haar war

nicht weniger sorgfältig in Unordnung gebracht als alle Tage, und sie trug eine hübsche Bluse. Kein einziger Toilettezierat fehlte. . . Das Licht der Lampe weckte Neßlere auf dem matten Silber ihrer Gürtelschnalle, ihren halbmondförmigen Ohrringen, der Brosche und der Uhrkette. Auch trug sie einen hohen weißen, steifen Halsstragen. . . Bruno schöpfte rasch Atem, denn blühschnell zog er den Schluß, das Kind einer Frau, die diesen Kragen umgelegt habe, könne nicht sehr krank sein.

„Ah, du bist's?“ sagte die junge Frau in einem Ton, der nachlässig klingen sollte.

„Was ist?“ brach Bruno los. „Soeben hör' ich, daß das Kind krank ist. . . Gestern, wie ich da war, hat ihm doch noch nichts gefehlt.“

„Gestern warst du nicht da“, berichtete Kamilla. „Seit gestern abend liegt er. Du brauchst übrigens nicht solche Augen zu machen. Es ist nicht von Bedeutung.“

Ihr mühsam unbefangener Ton sagte ihm nur, daß es doch wohl von Bedeutung war.

„Was fehlt ihm? Halsweh natürlich! Diphtheritis!“

„Keine Spur!“

„Ein Ausschlag?“

„Auch nicht. Er ist eigentlich überhaupt nicht krank, sondern . . .“

Hier stockte sie wieder. Sie traute sich einfach nicht, dem Schwager die Sache mitzuteilen, in die sie, die Eltern, sich doch finden mußten.

„Weißt du, es war so . . .“ begann sie mit einem Blick auf die Tür, als sollte ihr von dort jemand zu Hilfe kommen, und wirklich tat sich diese eben auf und eine weibliche Gestalt trat herein. Bruno kannte sie nicht. Ein junges Mädchen, gleichfalls mit dunkeln Haar, das aber ebenso glatt war, wie das seiner Schwägerin zerzaust, eine kleine zierliche Figur, die sich mit einer ruhigen Selbstverständlichkeit bewegte, als wäre sie hier zu Haus.

Bruno starrte sie an. Wer war denn das?

„Du, Kamilla, ich brauch noch ein paar Tücher.“

„Dort auf dem Tisch liegen die Schlüssel.“ Sie holte sie jedoch rasch selbst. „Da! Der sperrt den Wäschekasten. Du findest schon. . . Unten. . . Links. . . Na, vorstellen muß ich ihn dir doch. Mein Schwager. . . Und das ist Fräulein Garenberg, Doktor Gartenbergs Tochter und selber Doktor. . . Du weißt doch.“

Bruno verbeugte sich knapp; er hatte in diesem Augenblick wenig für die Anforderungen der Höflichkeit übrig, und es verdroß ihn, wie Kamilla ihn hinhielt.

„Vor allem weiß ich noch nicht, was dem Buben fehlt!“

Kamilla warf einen flehenden Blick auf die Freundin. Einen Blick, der so deutlich bat: Sag' du es ihm, ich traue mich nicht, daß das junge Mädchen, das schon zur Schlafzimmertür gegangen war, umkehrte.

Sie kam auf Bruno zu, ihn ernst anblickend, und er begegnete einem Augenpaar, dessen Blick ihm seltsam, unerklärlich vertraut war, als träfe er da jemand wieder, den er in einer schattenhaften Vergangenheit gekannt und geliebt hatte.

„Der Kleine ist gestern nachmittag vom Sessel gefallen“, sagte die Stimme, die ihn ebenfalls so berührte, als habe er sie oft und gern gehört, „und hat sich den Kopf angeschlagen.“

Diese unerwartete Mitteilung versetzte Bruno in heftige Erregung, doch konnte die Aufregung in seinem Innern sich nicht ungehindert erheben, denn ein Gegeneinfluß, der von diesem fremden Mädchen ausging, wirkte dämpfend.

„Vom Sessel gefallen? Warum gibt man denn nicht besser auf ihn acht?“ wandte er sich an die Schwägerin.

Kamilla zuckte schmolend die Achsel. „Ich war nicht zu Haus, und die Bonne ist für einen Augenblick aus dem Zimmer gegangen. Sie kann auch nicht immer aufpassen wie ein Häftelmacher. . . Jedes Kind fällt einmal. . . Manche fallen aus dem Fenster auf die Gasse und bekommen keine Gehirnerschütterung.“

Gehirnerschütterung?

Kamilla hatte plötzlich das Tuch vor den Augen und schluchzte auf. Es war wohl hauptsächlich eine Mahnung an den Schwager, daß sie, die Mutter, doch die nächst Beteiligte sei und nicht noch obendrein ausgezankt werden dürfe.

Gehirnerschütterung? Da hatte man die Versicherung!

Bruno Bodenbauers Züge wurden gleichsam starr, während ihn der Gedanke überfiel: Du hast dein Herz an etwas gehängt, du wirst es verlieren. Das Kind ist weg, weg, weg!

„Ich bin nicht schuld“, schluchzte Kamilla.

„Nein, sei ruhig, nicht du, ich bin schuld“, antwortete Bruno, auf sie zutretend.

„Du?“ Sie hob erstaunt die Augen aus dem Taschentuch.

„Ja, ich. . . Weil ich ihn zu lieb hatte. Wenn ihr ihn verliert, bin ich schuld, nur ich.“

Das fremde Mädchen machte wieder einen Schritt auf ihn zu. „Von Verlieren ist gar nicht die Rede“, sagte sie in verweisendem und doch auch tröstendem Ton. „So steht es nicht. . . Der Bruno wird bald wieder gesund. . . In ein paar Tagen schon. Es ist nur ein böser Zwischenfall.“

„Glauben Sie?“ wandte sich Bruno zweifelnd zu ihr, von der Sicherheit des jungen Mädchens noch wenig überzeugt. „Und die Folgen? Was nachbleibt? So ein zartes Gehirn!“

„Gar nichts bleibt zurück. Nur in der ersten Zeit nach der Genesung muß man noch sehr achtgeben, sonst nichts.“

Jetzt verschwand sie wirklich, während Kamilla noch unter Tränen vorbrachte: „Der Elisabeth kann man glauben, sie ist doch Doktorin. . . sie praktiziert im Kinderhospital. . . sie hat solche Fälle schon genug gesehen und kennt sich aus.“

Nun trocknete sie ihre Tränen und stieß einen Seufzer der Erleichterung aus. Sie hatte vor Bruno gewaltige Angst gehabt. Jetzt war es ihm beigebracht!

„Kann ich hinein?“ fragte Bruno brüst.

„Ich weiß nicht. Ich muß die Elisabeth fragen. . . Du, Elisabeth, darf er hinein?“ fragte sie die Zurückkommende.

„Für ein paar Minuten schon, dann muß wieder Ruhe sein. Kommen Sie!“

„Aber schreck dich nicht, Bruno!“ bat Kamilla noch halblaut.

„Du bist so nervös, und das arme Häfcherl liegt da. . .“

Zwar auf den Zehenspitzen, aber dennoch hastig und erregt schritt Bruno auf dem Läuferteppich ins Zimmer hinein. Es war länger und breiter als das vordere, hatte aber sonst die gleiche Anordnung, nämlich die Fenster auf der Längsseite. Eine durch einen grünen Seidenschirm abgeblendete Stehlampe beleuchtete es schwach aus der fernsten Ecke her.

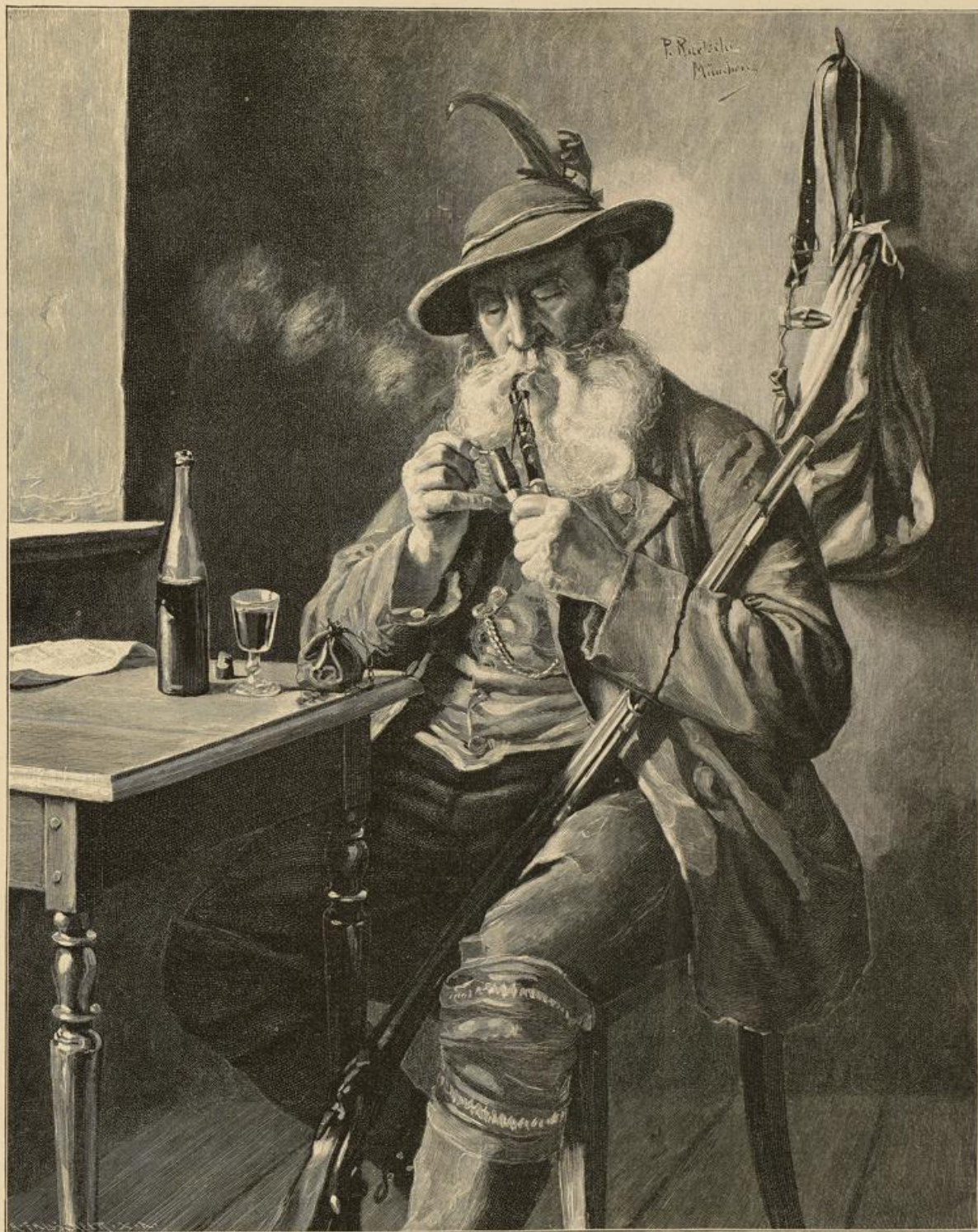
Das Messingbettchen des Kindes nahm die der Eintrittstür gegenüberliegende Querwand neben dem entfernteren der beiden Fenster ein. Nur schräge, schwache Lichtstrahlen drangen bis zu der kleinen Gestalt, die darauf ruhte.

Das da war sein munterer kleiner Bruno mit den glänzenden Augen und dem Schelmglächeln? Bläß, mit fast entstellten Zügen, das dunkle Haar feucht am Kopf klebend, mit starren, offenen Augen lag das Kind da.

Das Herz krampfte sich dem jungen Mann zusammen und es würgte ihn an der Kehle. Kamilla hatte ihm nicht die Wahrheit gesagt. Dieses arme WachsBild da würde niemals mehr lachen und herumspringen!

Doch bevor er noch seinem geheimen Entsetzen Ausdruck verleihen konnte, saßen ein paar warme kleine Finger unbemerkt seine eiskalte Hand und versetzten ihr einen bedeutungsvollen Quetscher. „Es ist schon viel besser geworden, die Starrheit weicht“, flüsterte Elisabeth Gartenberg. „Die Farbe kommt auch schon zurück, und er hat sich schon ein paarmal bewegt.“

Jetzt erst gewahrte Bruno seinen Bruder, der auf einem Stuhl am Fenster neben dem Kopfende des Bettes gesessen hatte und nun da stand, mit besorgtem Gesicht auf den Kleinen starrend. „Es ist die höchste Zeit, daß eine Wendung eintritt“, murmelte er. „Ganze vierundzwanzig Stunden



Nach der Jagd.

Gemälde von P. Rüetschi.

liegt er schon so da . . . Du hast es nicht gewußt, Bruno? Hat dir denn der Papa nichts gesagt?"

"Nein, ich bin zufällig gekommen", grollte Bruno.

Ihm fiel ein, daß er den Vater gestern Abend gesehen hatte, ehe sie beide schlafen gingen . . . Er hatte ihn auch noch gefragt, ob es nichts Neues gäbe, und dunkel empfunden, daß sein "Nein" zögernd und unsicher klang. Aber er hatte ja gar nicht gewußt, daß der Papa hier gewesen war.

Ob er es ihm verschwiegen, um ihn zu schonen, oder lediglich aus gewohnter Selbst- und Ruheliebe? Genug, er hatte sorglos geschlafen und den Tag ohne Ahnung zugebracht, während das Kind so dalag.

Karl Bodenbauer, ein kräftiger, noch jugendlicher Mann mit nicht gerade schönen, aber männlichen Zügen — im ganzen von seinem Bruder sehr verschieden — blickte kummervoll auf das Kind.

Im Zimmer herrschte ein Geruch von scharfen Essenzen, und die seitliche Beleuchtung der Gegenstände und Personen, die langen unbeholfenen Schatten an der der Lampe gegenüberliegenden Wand und der Decke vermehrten nur den unheimlichen Eindruck.

Eben kam aus einer kleinen Tür auf der den Fenstern gegenüber befindlichen Zimmerseite eine untersekte kleine Person mit hellem Kraushaar und einer eingedrückt Nase, die eine große Platte mit allerlei darauf trug. Es war die Kindergärtnerin. Das Mädchen sah zum Erbarmen aus. Es hatte geschwollene Augen, Flecken auf den Backen, die vom Weinen förmlich aufgebeizt waren, und einen gehegten Blick. Sie flüsterte erregt mit Fräulein Gartenberg, die nach einem Platz suchte, wo die Bonne ihr Brett abstellen konnte, und sich dann zu den Brüdern wandte. "Jetzt möchte ich doch bitten . . . Wir bringen das Bubi gewiß bald zu sich . . ."

Stumm sagte Karl seinen Bruder unter den Arm und zog ihn hinaus.

Drinnen in der helleren Beleuchtung standen sie einander blinzeln gegenüber.

"So ein Besh!" murmelte Karl. "Begreiffst du das? Fällt vom Stuhl! . . . Wenn er noch ein mildes Kind wäre! . . . Aber so!"

"Warum habt ihr denn nicht einen Professor holen lassen?" fragte Bruno.

"Wir haben ja einen gehabt, Gekner, den berühmtesten, wie du zugeben wirst . . . Aber der Gekner hat auch gesagt, er kann nichts anderes anordnen, als was der Gartenberg schon getan hat . . . Bis jetzt hat's noch nicht den Anschein, als ob etwas helfen wollte . . . Die Elisabeth wird aber wieder was probieren . . . Die hat sich schon eine

Mühe gegeben!" Er seufzte. "Wir müssen Geduld haben, Bruno . . . Geduld — und Nerven . . . Man kann nicht hoffen, so durchs Leben zu kommen, mit lauter Glüd", setzte er mehr für sich selbst hinzu. "Der Bub ist sonst so lieb und gut . . . Einen Kummer muß er einem doch machen."

Bruno setzte sich, stemmte die Ellbogen auf die Knie und den Kopf in die Hände und stierte düster in die Glut, die aus der offenen Tür des Ofens an der Schlafzimmerwand schimmerte. Er glaubte an die Verdröpfung nicht, daß die Sache gut ausgehen werde. Ihm schien eine dunkle Wolke über dem Haus zu hängen.

Wie lange sie so verweilten, Bruno im Sigen vor sich hinstarrend, Karl stehend und hinein horchend, wußten sie nicht. Doch plötzlich erscholl von drinnen ein Schrei, daß Bruno schreckensbleich aufsprang, obgleich er im selben Augenblick erkannte, es sei ein Freudenschrei.

Karl stürmte hinein, und er folgte ihm. Drinnen stießen sie zuerst auf die Bonne, die ihnen ganz außer Rand und Band vor Entzücken entgegenkam — sie war es, die geschrien hatte — und ihnen freudestrahlend zurief: "Er ist bei sich! . . . Er hat gesprochen . . . Sein erstes Wort war 'Gilly'."

"Nur ruhig, ruhig, Fräulein!" mahnte Karl, während sie zu dem Bett hineilten.

Jetzt sah alles ganz anders aus. Das Kind hatte sich bewegt, hatte gesprochen, seine Augen starteten nicht mehr glasig, wie gebrochen, die Lider hatten sich müde gesenkt. Es war ein mattes, zer Schlagenes Bübchen, das dalag, aber doch keine leblose Wachsfigur mehr.

Kamilla kauerte am Kopfende und sprach mit womig feuchten Augen auf den Kleinen ein: "Du, schau, wer ist denn das? Da ist der Papa und der Onkel. Und wer ist das?"

Langsam schlug der Kleine die Augen auf und richtete sie auf die hellbeleuchtete Gestalt am Fußende, denn jetzt stand noch eine Lampe auf dem Fenstertischchen, die ihren Schein gerade auf Elisabeth Gartenbergs Gesicht warf. Eine Weile blickte das Kind stumm, als besänne es sich.

"Doktorfräulein!" kam es leise und schwer von seinen Lippen, dann drehte er sich weg, der Wand zu.

"Er will Ruhe haben", sagte Elisabeth Gartenberg. "Du kannst jetzt ohne Sorge mit den Herren hineingehen, Kamilla. Das Kind ist über'n Berg."

Karl bat, sie möchte ihn statt ihrer an dem Bettchen sitzen lassen, und kam damit Bruno zuvor, der eben die gleiche Bitte hatte stellen wollen. Doch gegen den Vater mußte er zurückstehen. Also folgte er der Schwägerin und der jungen Doktorin in das Nebenzimmer. (Fortsetzung folgt.)

Einiges über Fremdwörter.

Von R. Artaria.

Die Deutschen haben sich im Punkt des Fremdwortmißbrauchs seit den letzten sechzig Jahren sehr gebessert. Niemand fühlt sich heute mehr „chofiert“ durch eine „Indelicateffe“, keine gebildete Frau „aspiriert“ mehr, „Madame“ genannt zu werden, sie erwartet keine „Digestionsbesuche“ nach einer „Soiree“, auch keine „zarten Attentionen“ als „Revanche“ dafür. Wir „enchantieren“ uns nicht mehr über eine „pittoreske“ Landschaft und bekennen uns auch nicht als durch einen „Aventurier düpiert“, wenn wir bei einem Schwindler hereingefallen sind. Die Kunst, ein gutes Deutsch zu schreiben, steht heute höher im Wert als der billige Ausputz mit fremden, oft genug auch noch falsch angewendeten Brocken.

Freilich: ganz sind die Hoffnungen der seit Jahrzehnten eifrig am Werk befindlichen Sprachreiniger nicht in Erfüllung gegangen. Der „Glimmstengel“ hat die Zigarre nicht verdrängt, der „Nordstein“ nicht den Magnet. Aus dem

„Pianoforte“ ist kein „Leifestark“ geworden, sondern ein deutscher „Flügel“ und ein höchst unitalienisches „Pianino“. Die Visite hat sich wohl zum Besuch umgewandelt, aber die Visitenkarte nicht zur Besuchskarte, und die von dem Besuch der Dame des Hauses etwa am Geburtstag überreichte Bonbonniere will ebensowenig zur Gutchenstachel werden wie der Schokoladeautomat zum Leckerbrot. Wohl hat sich manche gute Verdeutschung rasch eingebürgert: Vorsitzender für Präsident, Beispiel für Exempel, Einschieben für Rekommandiert und anderes, das eben leicht und sinngemäß zu übersetzen ist. Aber wir gratulieren unsern Freund doch weiter, wir kondolieren und kritisieren, wir haben einen Salon, wir interessieren uns für ein gutes Menü und für eine pikante Sauce, schon deshalb, weil die Übersetzung der letzteren als „Dunke“ die Vorstellung barbarischer mittelalterlicher Eßgewohnheiten wachruft.

Ausmerzen läßt sich das Fremdwort aus unserer Sprache nicht, selbst wenn wir ein scheinbar gleichbedeutendes haben, weil oft genug das andere noch keine Schwebungen erlitten läßt, die selbst der beste deutsche Schriftsteller nicht entbehren möchte. Ein klassisches Beispiel dafür ist der Satz von Paul Hense: „Er hatte an Stelle der edeln Leidenschaften die nobeln Passionen gesetzt.“ Wie verschiedene Vorstellungen wecken diese „gleichbedeutenden“ Wörter! Und noch viele andere unentbehrliche Fremdwörter gibt es, die mehrere Bedeutungen mit einem glücklichen Ausdruck umfassen. Welche innige Vereinigung von Anmut, Besonderheit, Sicherheit der Form, Schweben über dem gemeinen Lebensbedürfnis enthält nicht z. B. das Wort *Elegant*! Und andererseits, wie viel Taktlosigkeit, Neugier, Klatschsucht und Zudringlichkeit werden nicht mit dem einen Wort „Indiskret“ getroffen! Nur der beschränkteste Deutschtimler ohne sprachliches Feingefühl kann sich einbilden, das erstere mit „zierlich“, das letztere mit „lästig“ erschöpfend übersetzt zu haben!

Auch würde sein Schmerz über diesen Einwand geringer sein, wenn er wüßte, daß sein geliebtes, für ganz rein gehaltenes Deutsch von Fremdwörtern wimmelt, die durch lange Jahrhunderte von Lateinern und Franzosen, von den verschiedensten abend- und morgenländischen Sprachen übernommen und eingebürgert wurden. Als zuverlässiger Führer bei solchen Untersuchungen kann ihm das vortrefflich geschriebene Buch von A. Kleinpaul: „Das Fremdwort im Deutschen“ empfohlen werden, er wird große Überraschungen dadurch erleben. Denn wenn einmal die alten guten Wörter: Markt, Straße, Zeller, Tisch, Kissen, Uhr, Lampe usw. als fremd nachgewiesen werden, was steht dann noch fest? Peitsche und Schachtel sind ebenso wenig deutsch wie die russische Droschke und das in den Befreiungskriegen von den Kosaken übernommene Hurra! Seide und Fichten, Brokat und Kattun, ebenso wie Pfeffer, Zucker, Kaffee, Tabak und unzählige Namen von Blumen und Obstsorten kamen uns durch den Handelsverkehr mit italienischen Häfen; alle diese Namen für nicht vorher gekannte Gegenstände waren einmal so neu und ungewohnt wie zu unseren Gedächtnissen die Theaterantennen oder der Kinetograph. Andere haben infolge neuer Kulturverhältnisse die uralten Wörter verdrängt, wie ja in England an der Überflutung des Angelsächsischen durch das Normannische heute noch nachzuweisen ist.

Für beide Fälle gibt Kleinpaul eine Fülle von höchst interessanten Beispielen. So ist unser heutiges Zeitwort schreiben aus dem lateinischen scribere entstanden. Das alte deutsche Wort war reifen, rigen (englisch to write), weil die Runenschrift in Baumrinde geritzt wurde. Erst die christlichen Mönche lehrten mit Griffel und Feder schreiben, und ein kurzes Send schreiben hieß Brief (breve). Das lateinische Wort corpus ist als Körper an Stelle des altgermanischen Leib, Leich getreten. Nur in Fronleichnam, dem hohen Fest vom Leib des Herrn, klingt die ursprüngliche Bedeutung noch heute heraus. Mit der Lehre vom Kreuz aber wurde dessen lateinischer Name crux mundgerecht eingeführt, hier gab es kein früheres Wort zu überwinden.

Schule und Kirche, Messe und Predigt samt dem Kloster haben die christlichen Sendboten ebenso den Deutschen als Vermehrung ihres Wortschatzes gebracht. Was nun in allen folgenden Jahrhunderten durch den friedlichen Austausch der Völker wie durch Entdeckungen und Erfindungen unserer Sprache einverleibt wurde, das dürfte sicherlich die vollen fünfzehn Prozent ausmachen, die die Fremdwörter im Deutschen nach der Schätzung von Fachgelehrten betragen sollen. Wie bunt ist diese Menge und von welchen entlegenen Erdteilen zusammengehoht! Kautschuk, Mahagoni, Mais und Tabak haben wir von den Indianern, das vielgebrauchte Wort Tabu von den Südeinseln, Punsch und Kiste von den Indern, Tasse von den Persern. Atlas ist das arabische Wort für „glatt“, aus Japan kam über Amerika das berühmte Spiel Palma-Effa, wie achthundert Jahre früher aus dem Morgen-

land das Schachspiel, das die Kreuzfahrer mit heimbrachten. Und heute noch heißt es zu seinem Schluß: Schach-mate, Schachmatt, „der König ist tot!“ Wie viele wohl mögen sich bewußt sein, daß sie mit diesem von unzähligen Lippen schon erklingenen Ausruf kein Deutsch reden?

Weit zahlreicher als die vom Orient stammenden, durch fremden Klang immerhin auffallenden Wörter sind die heute vergessenen Entlehnungen bei den klassischen Sprachen und denen der uns umgebenden modernen Völker. Die Mühle, wie der Mörtel, die Mauer, der Kalk und die Ziegel stammen von den römischen Lehrmeistern im Steinbau, nur das Blockhaus ist rein deutsch. Klingende Münze kannten die nur Tauschhandel treibenden Germanen auch nicht, sie bildeten das Wort nach Moneta, dem ihnen von den ausländischen Händlern gezahlten Geld. Palast, Turnier und Abenteuer, Kaiser und Prinz, Revier, Kumpen und Trumpf u. a., sie sind alle als Fremdlinge zu uns gekommen. Wer aber vermöchte vollends, die Legion der Fremdwörter im Militär- und Bureaudienst, im kaufmännischen Leben wie in der höheren Kichenkunst aufzuzählen!

Eine besonders interessante Abteilung des Buches bilden die Fremdwörter aus zweiter und dritter Hand, mit den Veränderungen, die die Aussprache der verschiedenen Völker daran vornahmen. Erst schreibt der Engländer das türkische Schal als Schwal, dann der Deutsche. Erst spricht der Franzose das italienische cavalleresco nach, dann spricht wieder der Deutsche das französische chevaleresque nach. Der Name Aprikose ist ein lateinisches, über den Orient nach Europa zurückgekehrtes und durch Vermittlung Frankreichs und der Niederlande zu uns gekommenes Wort. Persica praecocia (frühreife Pfirsiche) nannten sie die Römer, die Araber Al-Berkuf, die Spanier Albaricoque, die Franzosen Abricot. In Holland machte das t dem s Platz, es hieß nun Abrikoos. Wir stellten das lateinische p wieder her und nennen die Frucht Aprikose. Ähnlich ist es mit Kattun, ursprünglich arabisch Al-Koton, mit dem Wort Gène, das eine lange Reise vom Jerusalemer Schindanger (Gehinnom) an über die griechische Hölle, die mittelalterliche Holter bis zu dem modernen Begriff eines bedrückenden Zwanges zurückgelegt hat, und mit vielen anderen Wörtern, deren ursprüngliche Bedeutung unserm heutigen Bewußtsein völlig unbekannt ist.

Lehnwörter heißen sehr alte, frühzeitig in unsern Sprachschatz aufgenommene Fremdwörter, die die Lautverschiebungen des Deutschen sowie bestimmte Abkürzungen erfahren haben. Zu den ersten zählt Thessalonich für Thessalonica, Lattich für Lactuca, Dechant für Decanus, zu den letzteren Christ für Christianus, Dom für Domus, Zins für Census, Primel für Primula. Ganz und gar eingedeutscht aber sind Wörter wie Marsch, Kontor, Vikar, Bufett, Trübel, Papier, Musjö, Mamsell und viele andere. Sie alle haben ihren Sinn wenigstens behalten. Wer aber sieht es dem heute vielgebrauchten Wort Ramsch an, daß es ursprünglich einen Haufen alter Bücher bezeichnet (un ramas de vieux livres), die zu herabgesetzten Preisen verkauft werden?

Es gewährt ein besonderes Vergnügen, die ursprüngliche Bedeutung solcher scheinbaren Sinnlosigkeiten zu entdecken. Die vergleichende Sprachwissenschaft hat es schon lange getan, aber ihre Resultate sind nur auf einen engen Kreis beschränkt, und es erscheint als wirkliches Verdienst, sie einem größeren zugänglich zu machen. Dann sieht sich der an der Hand des fundigen Führers in das Sprachdidicht eindringende Laie auf Schritt und Tritt vor die interessantesten Entdeckungen gestellt. Wirken doch in der Sprachentwicklung lebendige Kräfte, die nach bestimmten Gesetzen leise, aber unaufhaltsam das Alte umbilden und Neues hereinziehen. Ihren Fortschritten aus nationalem Stolz Halt gebieten zu wollen, ist ein ausichtsloses Unternehmen. Aber die willkürliche Nachäfferei fremder Sprachweise, wie sie die Deutschen des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts zum Schaden und zur Schande ihres Vaterlandes betrieben, sie hat mit jenen notwendigen Be-

Einflussungen der Völker untereinander nichts zu tun, sie ist ein häßlicher Auswuchs unserer für alles Ausländische so schnell begeisterten Volksseele, und ihre heute noch vorhandenen Reste müssen von jedem patriotischen Deutschen bekämpft werden.

Es gilt, zwischen Fremdwort und Fremdwort zu unterscheiden. Das historisch gewordene, unübersetzbare, das uns

einstmals um einen neuen Begriff bereicherte, soll ruhig an seinem Platz bleiben, aber jedes unnötige, durch ein deutsches Wort gut und voll zu überlegendes müssen wir uns abgewöhnen. Es gibt viele Gebildete, die darüber noch niemals nachdachten. Sie sollten alle die ausgezeichneten, systematischen Ausführungen des Kleinpaulschen Buches zur Hand nehmen, dem wir die vorstehenden Beispielsproben verdanken.

Blätter und Blüten

Solger Drachmann. (Zu dem untenstehenden Bildnis.) In der Reihe der uns liebgewordenen nordischen Poeten ist der dänische Dichter Solger Drachmann leicht zu finden, und sein 60. Geburtstag, den er am 9. Oktober beging, lenkt die Blicke in besonderer Weise zu der Redefigur des Mannes hinüber, in dessen Adern heute noch ein heißes, leidenschaftliches Blut rollt, dessen Pulsschlag in allen seinen Werken — und es sind deren viele — schlägt. In Kopenhagen wurde Drachmann geboren; von 1865 an besuchte er die dortige Kunstakademie und widmete sich anfangs der Marinemalerei, in der Sörensen sein Lehrer war. Im Jahre 1871 schwenkte er, von dem bekannten dänischen



Solger Drachmann, feierte seinen 60. Geburtstag.

Literaturhistoriker Georg Brandes beeinflusst, der Literatur zu. Mit jeder Hand warf er seine Werke in die Welt, seine Gedichte, in denen sich auch so wundervoll weiche Züge finden, seine wichtigen Erzählungen und Romane, seine Dramen. Seine Reisen in Europa schärften sein kluges Auge, und als er zurückkehrte in seine Heimat, ging er, losgelöst von dem Einfluss seines Freundes Brandes, ganz und immer mehr seine eigenen Wege, die ihn zu einer nationalen Richtung führten. Ein Ehrensold vom dänischen

Staat ermöglicht dem jungen Alten unabhängiges Schaffen, an dem wir uns hoffentlich noch lange erfreuen werden.

Vom Erdbeben in Valparaiso. (Zur untenstehenden Abbildung.) Die furchtbare Erdbebenkatastrophe, die Chile in der zweiten Augushälfte heimgesucht und durch geringere Stöße noch im September des

mit den schneeweißen Locken und den blauen Kinderaugen, ihren 80. Geburtstag. Abseits vom Lärm und Staub der großen Welt hat sie in ihrem Berliner Heim gelebt, auf einer stillen Insel reiner Kindlichkeit, sonniger Lebensfreude, im Schaffen für die Allerjüngsten und Jungen ist sie selber jung geblieben, selbst ihre Arbeit war Freude, war Genießen, denn sie durfte aus dem Vollen einer reinen Phantasie, einer warmen Liebeskraft schöpfen, und all ihre Gaben, ob es Bilder, Bücher oder kunstgewerbliche kleine Schöpfungen waren, wurden freudig erwartet, jubelnd begrüßt. Marie von Olfers ist als zweite Tochter des damaligen preussischen Gesandten am Bourbonenhof,



Marie von Olfers, feiert ihren 80. Geburtstag.

Ignaz von Olfers in Neapel geboren, kam aber in noch kindlichem Alter nach Berlin, als König Friedrich Wilhelm III. den Vater als ersten Direktor der neuerrichteten Kgl. Museen in die Residenz berief. Sie wuchs in der künstlerischen Umgebung des Elternhauses, verständnisvoll geleitet und belehrt, heran,

und schon ihre ersten Bücher, besonders ihr reizendes „Frau Evchen“, fanden reichen Beifall. Später trat auch die feinsinnige Malerin hervor, und der große Erfolg ihrer Bücher beruht nicht zuletzt darauf, daß Marie von Olfers ihr eigener Illustrator ist und der Stimmungsgehalt der Märchen und Bilder sich völlig deckt.

Graf Karl Emich zu Leiningen-Westerburg. (Zu dem obenstehenden Bildnis.) Im gerade vollendeten 50. Lebensjahr ist in



Graf K. E. zu Leiningen-Westerburg.

8 Traut, München, phot.

Pasing bei München einer der fruchtbarsten Schriftsteller auf dem Gebiet der Genealogie, Heraldik und Siegelkunde aus dem Leben geschieden: Graf Karl Emich zu Leiningen-Westerburg. Ehe sich der Verstorbene seinen Namen als Kunsthistoriker und Gelehrter erworben, war er Soldat und stand als Offizier bei dem 14. Infanterieregiment in Kassel. Nach seiner Verabschiedung als Rittmeister zog er sich nach Pasing bei München zurück und widmete sich nun ganz seinen Studien und wissenschaftlichen Liebsabereuen. Besonderen Fleiß wendete er den Exlibris, den Bücherzeichen zu. Seine Sammlung ist wohl die größte Deutschlands; in englischer und deutscher Sprache gab er Schriften über die historische Entwicklung der Exlibris



Gasse Merced, Quersstraße der Gasse Victoria. Aus Valparaiso nach dem Erdbeben.

Marie v. Olfers. (Zu dem obenstehenden Bildnis.) Am 27. Oktober ds. Js. begibt Marie von Olfers, die Greisin

heraus, und auf sein Vermögen ist die 1891 in Berlin erfolgte Gründung des Exlibris-Vereins zurückzuführen. Die Reihe seiner Schriften ist sehr groß, und sein Wirken sichert ihm auch über den Tod hinaus einen ehrenvollen Platz in der Gelehrtenwelt.

Ein Denkmal für Pater Haspinger zu Klausen in Tirol. (Zu der nebenstehenden Abbildung.) Dem berühmten Tiroler Patrioten und Freiheitskämpfer Pater Joachim Haspinger wird im lieblichen Städtchen Klausen an der Brennerbahn ein Denkmal errichtet werden. Unter fünfzehn Denkmallösungenmodellen, die auf das Ausschreiben eingelaufen waren, erwählte die Jury, mit Professor Franz v. Desregger an der Spitze, die Arbeit des in Klausen geborenen, jetzt in Wien lebenden Bildhauers Joseph Biffrader, der ehemals ein Schüler von Professor Hermann Kloss am k. k. Kunstgewerbemuseum in Wien war. Das Denkmal zeigt einen Sockel aus Porphyrt, in den das Tiroler Wappen und eine Inschrift: „Joachim Haspinger 1809–1909“ eingegraben ist. Auf diesem Sockel erhebt sich die Bronzeplastik Joachim Haspingers, so, wie er damals dem Volk vorangegangen ist, es anfeuernd zum Streit, es mahnend zum Ausharren. Der fanatische Pater, in dem mehr kriegerisches Feuer als löstliche Bescheidenheit steckte, hat neben dem stilleren Andreas Hofer den Hauptanteil am Ausbruch jener heldenmütigen, aber erfolglosen Kämpfe gehabt, er träumte von einer Massenhebung der Gebirgsvölker gegen die Fremdberrschaft Napoleons — die tollkühne zweite Erhebung Tirols war hauptsächlich sein Werk. Das ausdrucksvolle Monument wird ein schöner Schmuck des von Künstlern so bevorzugten Städtchens sein.

Die neue „Hamlet“-Aufführung im Königl. Schauspielhaus zu Berlin. (Zu der untenstehenden Abbildung.) In vollständiger Neueinstudierung und Neuausstattung zog am 29. September Shakespeares „Hamlet“ über die Bühne des Berliner Schauspielhauses. Und das wunderbare Werk, das eine ganze Literatur von Erläuterungen heraufbeschworen hat, zwang auch bei dieser neuen Darstellung die Hörer gewaltig in den Bann seiner Tiefe. Die Leitung der Aufführung lag in Ludwig Barnays Händen, und er zauberte ungewöhnliche, erschütternde Szenenbilder heraus. Adalbert Matlowshy ließ der Titelrolle seine große Kunst, wir sehen ihn auf unserer Abbildung bei dem Zweikampf mit Laertes (Herrn Stagemann) im letzten Aufzuge des Dramas.



Pater Haspinger-Denkmal für Klausen in Südtirol.

Entworfen von Joseph Biffrader, Wien.

In Angnade. (Zu dem Bild Seite 861.) Mit großen Herren spazieren, ist ein gefährlich Ding, selbst wenn es unter dem Schutz der Narrenfreiheit geschieht! Davon macht jetzt der Schellenappenträger unseres Bildes die betrübliche Erfahrung. Sein loses Maul hat an der Hofstafel ungefragt die Dicken und Dünnen, die roten Nasen und gewichtigen Bäuche zur Zielscheibe genommen und manches schallende Gelächter erregt. Als er aber, hierdurch allzu lähn geworden, mit den Strahlen seines Wipps auch die durchlauchtigste Glage zu beleuchten begann, da beförderte ihn ein kurzer Wind des Herrn Herzogs unverzüglich in dieses kahle Gefäß, wo er Zeit und Muße hat, über den Weisheitspruch nachzudenken, welchen sein Freund, der Schlichter, in Voraussicht solchen Falles für ihn hier an die Wand malte! Wir heutigen können es nicht mehr verstehen, daß die größten Fürsten und Prälaten des Mittelalters bei ihren Tafelfreunden des Narren nicht entraten mochten. Denn wenn auch mancher, wie z. B. Kaiser Maximilian I. getreuer Kump von der Nosen, unter der Schellenkappe einen klugen Kopf und unter dem bunten Wams ein edles Herz trug, das seinem Herrn in Glück und Not gleich fest anhing, ja die Gefangenhaft mit ihm teilte, wenn uns auch von andern „lustigen Räten“, wie z. B. dem Kaiser Ludwig des Bayern und des Kurfürsten Maximilian I., manches kluge Warnungswort in politischen Dingen überliefert ist, so bestand doch die große Mehrzahl dieser Schallsnarren aus albernen, unerträglichen Gecken, deren Rästel und Späße heute kaum noch eine Bauernhochzeit ergötzen würden. Aber — sie nahmen den großen Herren die Mühe der Unterhaltung ab, so daß man sich ruhig dem Trunk widmen konnte, sie stellten auch die Neugierigkeitsquelle vor, die für uns in Zeitungen fließt, sie erregten das Feuilleton und die Rästelrede, sie waren außerdem das verantwortungslose Sprachrohr für unliebsame Wahrheiten, die der Wirt seinen Gästen gern zukommen lassen wollte. . . . kurz, bei näherer Betrachtung schiebt sich doch der scheinbar so überflüssige Narr als unentbehrliches Glied in das seltsame Gefüge jener rohen Gesellschaftsitten ein. Und einen Unentbehrlichen ruft man rasch zurück, das weiß der lecke Schlingel hier gut genug. Er hält jetzt sein Verdaunungshündchen ab und wird zur Abendstafel wieder dabei sein, als ob nichts vorgefallen wäre.

Das Verpflanzen großer Bäume. (Zu den Bildern auf der nächsten Seite.) Die Schwierigkeiten, die sich beim Verpflanzen großer



Hamlets Zweikampf mit Laertes.

Jander & Rabich, Berlin, phot.

Von der neuen „Hamlet“-Aufführung im Königl. Schauspielhaus zu Berlin.



Verfahren des Wurzelballens.



Eiserner Transportwagen.

Laub- und Nadelhölzer bieten, sind allgemein bekannt, und es wurden daher derartige Arbeiten selbst in Fachkreisen möglichst vermieden. Die verschiedenen Laubholzarten und deren Formen bieten in bezug auf die Zulässigkeit der Verpflanzung in größeren Exemplaren und den zu wählenden Zeitpunkt des Verpflanzens viele voneinander abweichende Eigentümlichkeiten und Eigenarten. Von den Linden, Ulmen, Ahorn (*Acer platanoides* und *A. pseudoplatanus*), Platanen und Kastanien wird eine Verpflanzung auch in späteren Jahren zumeist willig ertragen, wohingegen die Eichen, Buchen, Birken, Nüsse, Gleditschien, Eschen und Eichen-Ahorn (*Acer negundo*) in größeren Exemplaren verpflanzt bereits Empfindlichkeit zeigen. Von allen Laubholzbäumen ist aber der Tulpenbaum (*Liriodendron tulipifera*) diejenige Laubholzart, die als größere Bäume verpflanzt, überhaupt nicht weiterwächst. Als äußerste Grenze der Verpflanzungsmöglichkeit wird im allgemeinen ein Stammdurchmesser bis zu 30 Zentimetern beim Laubholz und 20 Zentimetern beim Nadelholz angenommen. Daß aber unter Beobachtung bedingter Vorsichtsmassregeln weitgehende Ausnahmen von dieser Regel zulässig sind, veranschaulichen nebenstehende Abbildungen, die eine Verpflanzung einer ganzen Allee darstellen. Die Verpflanzung so großer Allee-bäume ist eine garten-technische Leistung und legt ein glänzendes Zeugnis dafür ab, daß die heutige landschaftliche Gartenkunst die auf diesem Gebiet ständig gemachten Erfahrungen und die vervollkommnete Technik der Neuzeit sehr wohl zu nützen weiß. Unser erstes Bild veranschaulicht die praktischen Arbeiten zwecks Festhaltens des Wurzelballens eines größeren zu transportierenden Baumes. Der Boden ist vorher gut anzugleichen, um eine Lockerung zu verhindern. Darauf wird der

Baum je nach Umfang der Krone, beziehungsweise des Stammes $1\frac{1}{2}$ bis $2\frac{1}{2}$ Meter im Quadrat und ein Meter tief umgraben und nach Freilegung des Ballens mit einem Umbau aus Brettern, Bohlen oder geeignetem Material kastenartig in gut haltenden Verbindungen umgeben. Ist dieses geschehen, so untergräbt man den Ballen von zwei Seiten und schiebt einige starke Hölzer oder Bohlen unter den Wurzelballen hindurch, die das Herausfallen des Ballens verhüten. Diese Kreuzhalter werden mittels sogenannter Zimmerklammern gut verbunden. Der nunmehr für den Transport hergerichtete Baum wird auf mit Holzrollen unterlegte Bohlen gebracht und dann mittels Menschen- oder Pferdekraft an den Bestimmungsort gerollt (siehe die untenstehende Abbildung). Man muß bei dieser Arbeit eine Anzahl Holzrollen zur Verfügung haben und darauf achten, daß die Walzen nicht unter den Bohlen herausrollen und die Last untransportierbar wird. Die hinten freiverbleibenden Rollen werden stets nach vorn wieder unter

die Bohlen gelegt. Daß man außerdem bei dieser Arbeit eine Anzahl Taue und Matten zum Binden, beziehungsweise zum Bedecken und Schutz vor Verletzungen bei dem Transport zur Hand haben muß, versteht sich für den praktischen Mann ganz von selbst. Schließlich hat man auch besondere Transportwagen gebaut, deren einen das rechts oben stehende Bild zeigt. Der Wagen ist mit einem auslenkbaren Leitrad versehen und ausschließlich für den Transport von Laubholzbäumen mit großen Kronen und sperrigen Wurzeln zu verwenden. Die vorgezeichneten Stützböcke für Krone und Ballen können je nach Erfordernis hoch und tief gestellt werden, und die große Anzahl der an dem Wagen angebrachten Haken dient zur Befestigung der Taue usw.



Transport auf Rollen.

Verpflanzen von großen Bäumen.

Druck und Verlag Ernst Reil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hermann Tischer; für den angelegentlich verantwortlich: Franz Boerner, beide in Berlin. — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: V. Wirth; für den Angelegentlich verantwortlich: J. Masael, beide in Wien. — Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.